Und »Helf euch Gott!« und »Großen Dank!«
Hat noch einmal ſo guten Klang
Chor.
Und »Helf euch Gott« ꝛc.

Da kann's den Maher freuen,
Da wird das Herz vergnügt,
Wenn ſo in langen Reihen
Ein Stück in Schwaden liegt.
Dann wird gekleyſt, gemeyht, gewetzt,
Und ſtugs von Neuem angeſetzt.
Chor.
Dann wird gekleyſt ꝛc.

Gottlob! wir kehren wieder
Vollbrachten Werk's nach Haus,
Und Jeder dehnt die Glieder,
Und ſtreckt und reckt ſich aus,
Legt froh die Senſe aus der Hand,
Und langt den Flegel von der Wand.
Chor.
Legt froh die Senſe ꝛc.

Doch vorher gibt's zum Schmauſe,
Zum Schmaus mit Sang und Klang,
Wie noch in dieſem Hauſe
Der gute Brauch im Schwang.
Ja altem Brauch und gute Sitt'
Macht auch der Dreſcher gerne mit.

Chor.
Ja alten Brauch ꝛc.

Kam'raden, merkt, beim Eſſen
Da ſchafft ein Jeder ſeins;
Doch jetzt, nicht zu vergeſſen,
Jetzt bittet All' um eins:
Wir ſprächen vor dem Ernteſchmaus
Gern unſrer Herzen Meinung aus.

Chor.
Wir ſprächen vor dem ꝛc.

Der Vormäher

tritt mit dem Kranze vor, nimmt ſeinen Hut ab, ſchwenkt ihn erſt gegen die Herrſchaft und dann gegen die Mäher, und ſpricht mit lauter Stimme:

Der Herr behüte allerwegen,
Was ſeine treue Hand beſcheert,

(Die Muſikanten fallen ein, die Mäher ſtreichen die Senſen.)

Vormäher weiter:

Daß ſich der liebe Gottesſegen
Gut driſcht und mißt und bäckt und mehrt.

(Tuſch wie oben.)

Das Korn in Scheune, Haus und Stall
Behüt' und ſegn' er überall!

(Tuſch wie oben.)

Er ſegne Alle, groß und klein,
Die nur hier gehen aus und ein;

(Tuſch wie oben.)

Doch allererſt und allermeiſt
Den gnäd'gen Herrn mit ſeinem Haus,
Und was ſich nach ihm nennt und heißt.
Drauf bring' ich jetzt die Virats aus!
(Zeigen die Virate, ebenfalls mit correcter Begleitung.)

Nr. 2.

Chor.

Mel. Nun tanket Alle und bringet Ehr.

Die Ernt' iſt aus — das Feld iſt leer —
Wir ziehen jubelnd ein;
Doch Preis und Dank und Lob und Ehr'
Sei unſerm Gott allein!

Denn ſeine Treu' hat Tag und Nacht
Das liebe Ackerland
Beſchützt, behütet und bewacht,
Daß alles fröhlich ſtand.

Und als das Feld zur Ernte weiß,
Gab er geſundes Blut,
Und hielt das Herz in Müh' und Schweiß
Bei friſchem, frohem Muth.

Mit Freuden zogen wir in's Feld
Bei ſtetem Sonnenſchein;
Die Mandel wurden aufgeſtellt
In langen, dichten Reih'n.

Die Wagen ſchwankten voll durch's Thor,
Die Scheunen harrten drauf,
Die Garben ſtiegen hoch empor
Zum Forſt des Dach's hinauf.

Die Ernt' iſt aus — das Feld iſt leer —
Wir ziehen jubelnd ein;
Doch Preis und Dank und Lob und Ehr'
Sei unſerm Gott allein!

Die Gerbinerin tritt hervor, überreicht den Kranz und ſpricht:

Wir bitten uns die Freiheit aus,
Zum Erntekranz, den wir hier tragen,
Ein gutes Sprüchlein herzuſagen,
Und einen Segen für dies Haus;
Doch ſteht's allein in Gottes Willen,
Den Spruch und Segen zu erfüllen.

Wie dieſer Kranz, den unſre Hände
Mit Freuden binden jedes Jahr,
Ohn' Anfang iſt und ohne Ende,
So ſegne Gott Sie immerdar;
Und wie ihn viele Blumen ſchmücken,
Die in ſo ſpäter Zeit noch blühn,
Mög' er Ihr Alter auch beglücken,
Und ganz mit Freuden überziehn;
Und gleich der bunten Bänder Menge,
Die flatternd unſern Kranz umwehn,
So muß' im fröhlichen Gedränge
Ein frohes Volk Sie ſtets umflehn;

Und wie wir dieſen Kranz gewunden,
Sei Herr und Volk, gleich Kranz und Band,
Stets feſt verknüpft und eng verbunden
Durch Gottes gnadenvolle Hand!
Dies iſt des Erntekranzes Sinn!
So hängen wir zum Angedenken
An Gottes Huld und Gnad' und Treue,
Die Blicke täglich drauf zu lenken,
Daß täglich ſich der Dank erneue:
Ihn in des Hauſes Mitte hin.

Nr. 3.

Nach einer Miſerere.

Chor.

Vor unſres Gottes großer Kraft
Muß Alles ſchweigen ſtill;
Er iſt der Herr, der Alles ſchafft
Und ordnet, wie er will.

Es ſteht in keines Menſchen Hand,
Der Herr thut es allein;
Er krönt mit ſeinem Gut das Land,
Und giebt des Korns Gedeihn.

Das hat er uns in dieſem Jahr
Gewaltig kund gemacht.
Sein Werk und Thun war wunderbar,
Wie wir es nicht gedacht.

Sein Wort verſchloß des Himmels Thor,
Daß Alles dürre ſtand,
Und täglich mehr das liebe Korn
Im Feld zuſammenſchwand.

Wir zogen ſtill und traurig aus
Zu kärglichem Gewinn,
Und kehren wiederum nach Haus
Mit tiefbetrübtem Sinn.

Die Verſammlung überreicht ein Kreuz.

Es hat der große Gott fürwahr
Ein ernſtes Wort mit einem Jeden
In dem verfloſſ'nen Erntejahr
Von ſeinem Himmel wollen reden.
Er hat uns Alle wollen lehren,
Daß er kann ſchaffen und zerſtören.

So bringen wir den Erntekranz —
Wir haben ihn ſeit langen Jahren
So traurig nicht hereingefahren,
Und bang' iſt uns im Herzen ganz.
Ja, wußten wir nicht mehr zu ſagen,
So müßten wir vor Furcht verzagen.

Doch tröſtet uns ein andres Wort.
Deſſelben Herrn allmächt'ge Stimme,
Die zu uns ſprach im Zorn und Grimme,
Die ſpricht an einem andern Ort:
„Ihr ſollt nicht beben und erſchrecken,
Weil meine Flügel euch bedecken.“

Und: »Wieder kehr' ich mich zu euch,
Wenn ihr zu mir euch werdet kehren.«
Und: »Wollt ihr meine Stimme hören,
Hör' ich euch wieder alsogleich.«
Und: »Wer in Demuth ſich läßt weiſen,
Der ſoll, erhöht von mir, mich preiſen.«

O Herr! Dein Nam' iſt groß allein!
Wir hängen mit demüth'gem Beugen,
Daß deine Macht er ſoll bezeugen,
Den Kranz in dieſes Haus hinein;
Doch deine Huld und Gnad' und Treue,
Bezeuge du uns nun aufs Neue.

Chor.

O Herr! Wir ſind wohl tief betrübt,
Doch wir verzagen nicht.
Du haſt uns je und je geliebt,
Wie dein Wort zu uns ſpricht;

Und willſt verlaſſen nimmermehr,
Den, der dich nicht verläßt:
So laß uns doch zu deiner Ehr'
Stets daran halten feſt.

Dann führſt Du wohl die Zeit vorbei,
Da uns ſo bange war,
Und doppelt ſegnet deine Treu'
Im künft'gen Erntejahr.

Ein Kranz auf einen Grabhügel.

So biſt du denn eingegangen zu deiner Ruhe, zu deines Herrn Freude, lieber, gottſeliger Ludwig! Haſt die getreue Maria verlaſſen, und den armſeligen Schneiderzwinger mit dem ſtillen Heiligthum dahinter! Biſt verſammelt zu den Vätern, zu den lieben Alten, deren dickbäuchige Schriften dort in langen Reihen das wurmſtichige Bücherbrett ſchmückten — der Schmachtriemen iſt dir gelöſt, wie Claudius ſo ſchön ſagt, und ach, welch ein Schmachtriemen! Aber nun iſt die elende, gebrechliche Leibeshütte geſprengt, du haſt dich zum erſten Male in deinem Leben lang ausgeſtreckt, und biſt nun dort, wo die Seelen alle prangen in ewiger Jugend und Schönheit. Friede deinem Staube! Deine Maria hat ein Räumlein im Spital gefunden, Gras wächſt auf deinem Hügel, keine mitleidige Hand pflanzte eine Blume darauf; nur die Thränenweide neben dem prächtigen Denkmal des geſtrengen Gerichtsraths hängt trauernd ihre Zweige auch über deinen Raſen, der Wind flüſtert klagend in den Blättern, und ich gedenke deiner, und weihe dir eine Thräne und dieſen Nachruf.

O, wie freue ich mich jetzt, daß ich dich noch geſehen habe in der elenden Knechtsgeſtalt, daß mein Fuß die ſchmutzige Hintergaſſe und die Wohnſtätte deines Jammers betreten hat! Herr, mein Gott, laß mich dahin gelangen, wo ich in den ſchönen goldenen Gaſſen des neuen Jeruſalems einſt auch die Stätte der Herrlichkeit ſchauen kann, die du ihm bereitet haſt von Anbeginn der Welt! — Und nun folge mir, du freundlicher Leſer, ich will dich zu einem Manne führen, welcher, ob er wohl bitter arm war, doch reich geweſen iſt in Gott. Vielleicht fällt für uns Beide ein Segen ab.

Ein lieber Freund, der ſich eine Zeit lang in der drei Stunden von meinem Wohnorte entfernten, volkreichen Stadt A. aufhalten mußte, hatte mir von einem kleinen, ganz verkrüppelten Schneider, Ludwig Kamm, erzählt, der daſelbſt in den dürftigſten Umſtänden, krank und ſiech, aber doch fröhlich im Herrn auf ſeines Leides Erlöſung wartete. Selbſt zur Führung der Nadel war er zu gebrechlich, aber er ſchrieb eine gute Hand und friſtete nun um kümmerlichen Lohn ſein Leben als Abſchreiber des Kopiſten eines Stadtſekretairs. »Der kleine Mann«, ſagte mein Freund, »obſchon er ſein Zimmer nicht mehr verlaſſen kann, wirkt doch nach Kräften für ſeines Herrn Reich, und iſt der Rath und Beiſtand eines großen Theils der armen Leute ſeines Stadtviertels. Überdies hat er trotz ſeiner Dürftigkeit einen wahren Schatz alter, werthvoller

Bücher zusammengetragen, in denen er förmlich lebt und webt. Dabei besitzt er ein so einfältiges, kindliches Gemüth, ein so frisches, fröhliches Herz und einen so lebendigen, in der Liebe kräftigen Glauben, daß es eine wahre Freude ist, mit ihm zu verkehren.« Natürlich beschloß ich die liebe Seele je eher je lieber aufzusuchen, und ließ mich bei dem kleinen Ludwig durch meinen Freund vorläufig anmelden.

Als ich kurz darauf meinen Vorsatz ausführte und in A. nach Kamm's Wohnung fragte, (mein Freund hatte die Stadt unterdessen verlassen,) wies man mich in den ärmsten Stadttheil. Endlich kam ich in die kleine enge Gasse mit den niedrigen, baufälligen Häusern. Über die in der Mitte getheilten, oben offen stehenden Thüren schauten etliche schmutzige Weibergesichter, neugierig, wessen Fuß sich bis hierher verlaufen habe. Ich trat an eine solche Gruppe heran und fragte nach der Wohnung des Gesuchten. »Ach zu dem will der Herr!« hieß es zurück; und sogleich öffnete sich die Thür vollends, die Frau trat auf die Gasse heraus und bezeichnete mir die Wohnung, während ich aus ihrem Benehmen den Eindruck empfing, daß diese Dienstfertigkeit vielmehr in der Liebe zu dem kleinen Schneider, als im Respekt vor meiner Person ihren Grund habe. »Kennt Ihr den Mann auch?« fragte ich, erfreut über solche Wahrnehmung. »O, den kennt hier herum jedes Kind,« hieß es zurück, »er ist ein

ſehr gottesfürchtiger Mann und dabei gelehrt wie ein Studirter. Er hat ſo viel Bücher als der Herr Pfarrer, und lauter geiſtliche.« Die Weiber aber, die indeß dazu getreten waren, bekräftigten dieſen Ausſpruch mit vielen andern rühmenden Worten.

O du gottſeliger Schneider, ich will dir eine Lobrede an deinem Grabe halten, aber der Mund dieſes Weibes iſt beredter, als ich. Ward mir doch geſagt, daß gerade in dieſem Stadtviertel die roheſte Menſchenklaſſe wohne, und doch ſchimpfen ſie dich nicht Pietiſt und Mucker und Jeſuit, ſondern ſie nennen dich einen gottesfürchtigen Mann, obſchon du vor ihnen deinen Herrn nicht verleugnet, ſondern dein Licht haſt leuchten laſſen mitten unter dem verkehrten und unſchlachtigen Geſchlechte. Das iſt ein feiner Ruhm den du haſt! Wohl mag es ſein, daß der rohe, natürliche Menſch das Frommſein bei einem elenden, gebrechlichen Körper ſich leichter gefallen laſſen mag, aber doch, wenn uns die Welt verhöhnt und verſpottet, wie ſelten können wir ſagen, daß es die Schmach Chriſti iſt, welche wir tragen. Unſere Verkehrtheit, unſere Härte und Lieblosigkeit, unſere Rechthaberei und Streitſucht und noch ſo viele andere bittere Wurzeln der Sünde in unſeren Herzen, die ſo oft in unſerm Benehmen gegen Andere ausbrechen, machen dieſe in ihrem Urtheil über uns irre. Wäre jene Liebe allezeit in uns, jene Liebe,

die nicht das Ihre ſucht, Alles trägt und Alles duldet, o dann würde in Manches Munde ſo manches Schimpfwort unausgeſprochen bleiben.

Doch ich erzähle weiter. Bald ſtand ich an der niedrigen, mit Tuchſchroten umlegten Stubenthür, pochte an und öffnete, als eine dünne, ſanfte Stimme „herein“ gerufen. Lieber Leſer, denke dir eine kleine, elende, ungedielte Stube mit nur einem Fenſterchen, und vor dem Fenſter einen Tiſch, und an dem Tiſche ein ganz verwachſenes, emſig ſchreibendes Männlein, deſſen Füße viel zu kurz ſind, als daß ſie vom Stuhl bis auf die Erde reichten, und deshalb auf einem in der halben Höhe des Tiſches querüber genagelten Brette ruhen. Fragend wandte der Kleine die klugen Blicke nach mir, und als ich ihm meinen Namen genannt, flog ein freudiges Lächeln über die blaſſen Züge, aber ſogleich wurden ſie wieder ruhig, und mit beſonnenem Ernſte, mit einer eigenthümlich gravitatiſchen Genauigkeit, ſpritzte er ſeine Feder aus, drückte den Stöpſel auf das Tintenfaß, ſchob das Löſchblatt zwiſchen den aufgeſchlagenen Bogen, ſchwang ſich behende von ſeinem Seſſel und kramte Alles ſorgfältig fort, ehe er ſich weiter zu mir kehrte.

Ich hatte während dem volle Muße ihn zu betrachten. Ein gewaltiger Höcker auf der Rückſeite verbarg den Nacken und ein ganzes Stück vom Haupte. Dieſe unförmliche Maſſe, die man ſelbſt von der Vorderſeite faſt in ihrer ganzen Ausdeh-

nung gewahrte, denn die Bruſt war ſchmal und eingeſunken, ruhte auf dünnen, ſchwächlichen Beinen, deren faſt erſchreckende Magerkeit um ſo greller hervortrat, als die Füße von einem Paar gewaltiger Filzſchuhe bedeckt wurden. Angethan war er mit einem ſchäbigen, aber ſauber geflickten Röcklein von unbeſtimmter Farbe, und einem eng anliegenden, fadenſcheinigen Manchester-Beinkleid. Die Arme glichen denen eines Kindes, und aus den etwas zu kurzen Rockärmeln ſtreckten ſich die magern, weißen Hände lang heraus. Auf dieſem ſo ungeſtaltenen und abſchreckenden Rumpfe ſaß ſeltſamer Weiſe ein Kopf mit ſchönen, regelmäßigen und gewinnenden Zügen. Ein blondes, weiches Haar umgab das Oval des edlen Geſichts, in dem ſich Ruhe und Frieden, milder Ernſt und ſtille Heiterkeit unbeſchreiblich rührend ausſprachen. Zwei klare, fromme Augen gaben den lieblichen Zügen ein eigenthümliches Leben. Die Geſichtsfarbe war ſehr blaß, doch oberwärts auf den etwas eingefallenen Wangen zeigten zwei ſcharf abgegrenzte, eigroße Flecken von hektiſcher Röthe dem kundigen Beobachter das Übel bereits deutlich ausgebildet, welches dieſe baufällige Hütte in Kurzem ganz aufreiben mußte. Sah man von der Rückſeite den breiten, faſt viereckigen Höcker, getragen von den abgemagerten, ſkelettartigen Füßen, ſo hatte man unſern Ludwig ein furchtbares Bild des natürlichen Menſchen nennen können, der mit dem Keim der Verweſung in ſeinen Gliedern gleich-

ſam den eigenen Sarg troſtlos mit ſich herumtragen muß. Blickte man aber in das milde, klare Geſicht, ſo gewann dieſes Bild eine andere Auslegung; dann ſah man ein Kind Gottes, zwar mit Schwachheit um- und angethan, das aber ſein Haupt in die Höhe richtet, weil der Tag ſeiner Erlöſung naht; dann glich er dem Schmetterling, der die mißgeſtaltete Puppe ſprengt, und dem Lichte entgegen ſtrebt.

Inzwiſchen hatte der Kleine ſein Schreibmaterial weggeräumt, ſchritt auf mich zu und hieß mich herzlich willkommen. Bald ſaßen wir im traulichen Geſpräche beiſammen. Sein Weib, denn er hatte eine treue Seele gefunden, die ihn pflegte, ſpann ſtill in einer Ecke. Bald kam unſer Geſpräch auch auf ſeine lieben Bücher. Da glühten die beiden rothen Flecken auf den bleichen Wangen höher auf, und mit freudeſtrahlenden Mienen führte er mich zu ſeinem Heiligthum in den dunkelſten Winkel der Stube. Hier ſchob er einen alten Vorhang zurück, und ich ſah in einer ziemlich geräumigen Niſche 8 bis 10 Bretter über einander befeſtigt, die alle mit Büchern, meiſt Folianten und Quartanten beſetzt waren. Mit wunderbarer Behendigkeit ſchob er einen Schemel heran, klimmte hinauf, nahm eins nach dem andern herab und zeigte mir triumphirend den Titel, fragend ob ich es kenne. Es waren größtentheils alte, ſeltene Predigtſammlungen, oder ſonſt theologiſche Schriften von Verfaſſern, deren Namen noch heute einen guten Klang haben. O!

wie viel Nadelſtiche in ſeinen frühern rüſtigern Tagen, und wie viel Federſtriche jetzt mochten dazu gehört haben, ehe er bei ſeinem kärglichen Verdienſte ein ſolches Buch erſchwingen konnte, ob er ſie gleich faſt alle auf Auktionen um einen Spottpreis erhandelt hatte. Darum waren ſie aber auch ſein Stolz und ſeine Freude. Ich fand die meiſten bedeutenden Männer ſeit der Reformation her hier vertreten, und nannte ich ja einen, von dem er mir noch nichts gezeigt hatte, ſo holte er jubelnd aus irgend einer Ecke noch ein Buch herbei und wies auf den Titel. Von neuern Schriften kannte er faſt nichts, deſto mehr aber war er in den alten zu Hauſe. Er hatte ſie alle geleſen, und faſt alle waren mit Randbemerkungen verſehen. Daß eine flache, ungläubige Menge jetzt jede Regung des wahrhaftigen Glaubens mit dem Namen Myſtik und Pietismus belegt, davon hatte er kaum gehört, aber er wußte wohl, was Myſtiker und Pietiſten eigentlich ſind, und ſprach gar verſtändig gegen die irrigen Anſichten derſelben. Ich ſehe ihn im Geiſte immer noch, wie er von dem wurmſtichigen Seſſel herunterdocirte, mit einem Anſtande, als ſtände er auf dem Katheder, doch zugleich mit einer Einfältigkeit des Geiſtes, daß man zuweilen hätte hell auflachen mögen. So erzählte er z. B. »Ich hatte auch mehrere Bände Streitſchriften zwiſchen einem lutheriſchen Theologus und einem Anhänger des Calvinus. Ich habe dieſe Schriften mit Auf-

merkſamkeit durchgeleſen und das Geſagte wohl erwogen, aber ich habe gefunden, daß beide Theile nicht in der rechten chriſtlichen Liebe geblieben ſind, und« — (hier hob er ſich auf den Zehen) »damit die Nachwelt kein Ärgerniß daran nehmen ſollte, faßte ich den Entſchluß, und habe Beider Werke verbrannt.« Dies ſprach er mit einer Gravität, als ſtände es unzweifelhaft feſt, daß nunmehr das ganze Ärgerniß beſeitigt, oder wenigſtens, daß er die Schriften jener Männer völlig vernichtet habe. O eine liebenswürdige Einfalt des Geiſtes!

Zwar ich will dich nicht über die Gebühr preiſen, du Guter, will nicht Tugend nennen, was eigentlich doch Fehler war — — es iſt nicht zu leugnen, du lieber, gottſeliger Ehren-Ludwig, etwas Hochmuth wohnte in dir, aber nur eben ſo viel, als Jedermann ohne Beſchwer ertragen kann, und dein Herr im Himmel hat dir ihn längſt vergeben, und du ſtimmſt nunmehr mit ein in den Jubelgeſang der Auserwählten, ohne lateiniſche Floskeln mit unter zu mengen. Denn du liebteſt es bei deinen Lebzeiten, einen gelehrten Nimbus um dich zu verbreiten. Auf deinem Bücherbrette prangte ja auch ein altes, lateiniſches Lexikon, das war deine Zuflucht, das mußte deine Rede mit lieblichen, fremdländiſchen Blumen verzieren. So verſchmähteſt du auch, bei deiner Gewohnheit jedes erſchwungene Buch mit deinem Namen zu bezeichnen, unſre gute, deutſche Mutterſprache, und ſetzteſt dafür: „Hoc

libri possessor est« etc. Mag auch ein Sprachkundiger lächeln, wenn er solch Buch in die Hand nehmen sollte, laß ihn lächeln. du wußtest wohl, daß »**hoc**« dieses heißt, dein alter Kirsch konnte nicht lügen. Hinter diesem »**possessor est**«, folgte dann mit zierlicher Frakturschrift, von kühnen, verwegenen Zügen umgeben: »**Ludwig et Maria.**« O wenn ich heute noch in den Büchern, die ich aus deiner Sammlung erstanden, dies **Ludwig et Maria** finde, und an deine elende Krüppelgestalt, an dein bescheidenes, schlichtes Weib, das in seiner Einfalt deine Gelehrsamkeit anstaunte, an die niedrige, ärmliche Stube gedenke, so erfüllt mich eine wehmüthige Freude, denn ich weiß, du hättest in deinem Elend diese Schnörkel und Züge nicht gewagt, wenn dich nicht der freudige Glaube an die Auferstehung des Fleisches getragen und empor gehoben hätte, wenn du nicht gewußt hättest, daß dieses **Ludwig et Maria** herrlich erfüllt werden wird, droben bei Ihm, da ihr mit weißen Kleidern angethan und Palmen in den Händen, ihm dienen werdet Tag und Nacht.

Und dahin bist du nun bereits gezogen, bist eingegangen zu deines Herrn Freude, dein Schmachtriemen ist gelöst! deine Hülle modert bis auf den Tag, da sie der Herr in schöner, verklärter Gestalt auferwecken wird. Wohl dir, du hast es gut! Das Loos ist dir gefallen aufs Lieblichste, dir ist ein schönes Erbtheil worden.

Ich konnte jetzt, wie von dem Grabe dieſes Gerechten, ſo auch von dir ſcheiden, lieber Leſer, doch vergönne mir noch eine Frage. Haſt du wohl ſchon die Wahrnehmung gemacht, daß unter denjenigen unſerer Brüder und Schweſtern, die mit ſiechen, gebrechlichen und verkrüppelten Leibern durch dieſes Erdenthal pilgern müſſen, beſonders viele ſind, die den Herrn Jeſum angenommen haben, und vor ihm wandeln in ungefärbtem Glauben? Wie kommt aber das? Sieh, ich meine, dieſe Menſchen fühlen und erkennen leichter als du Mann, oder du Weib, die ihr in Jugend und Schönheit dahingeht, den großen Schmerz, das Sehnen und Ängſten der Kreatur nach des Leibes Erlöſung. O lieber Leſer, du ſtrotzeſt vielleicht in Fülle der Geſundheit, täuſche dich nicht, dein Leib iſt doch ein elender, dem Tode verfallener Leib der Sünde, der Wurm wartet ſchon, der ihn zernagen ſoll. Darum ſiehe dich bei Zeiten um nach der Kleidung, die droben gilt, auf daß du nicht dereinſt mit Sehnſucht zu tauſchen begehreſt mit der Geſtalt, die ich in dieſen Blättern beſchrieben habe, wann erſchienen ſein wird, was der Herr bereitet hat denen, die ihre Lampen helle gemacht haben, und auf die Zukunft des Menſchenſohnes warten.

Flick- und Stückwerk.

Fernere Mittheilungen aus dem Leben des Schneidergesellen **Franz Schwertlein** aus **Zittau**, und des Tischlers **Ernst Tiefner** aus **Heiligenstadt**.

Diejenigen der freundlichen Leser, welche mit Theilnahme die kleine, anspruchslose Geschichte von Schwertlein und Tiefner gelesen haben, wissen es dem Schreiber dieser Zeilen vielleicht Dank, wenn er noch weiter ein Blatt aus dem Leben der beiden Freunde aufschlägt. Große, besonders merkwürdige Ereignisse sind nicht zu berichten. Der Schauplatz unserer Erzählung ist wieder nicht sowohl das Leben draußen, als das Leben drinnen im verborgenen Grunde des Herzens; wer aber die ersten Mittheilungen nicht unbefriedigt aus der Hand gelegt hat, bleibt vielleicht auch bei diesen gern einige Augenblicke sinnend stehen. Wir brauchen diesmal unsere Zuflucht nicht zu Tagebüchern und Brieftaschen zu nehmen, sondern da wir die beiden Gefährten getrennt verlassen haben, so genügen ihre beiderseitigen Briefe, um uns ein vollständiges Bild ihrer fernern

Fuhrungen zu geben. Leider aber hat nur Tiefner die ganze Correſpondenz ſeines Freundes getreulich aufbewahrt, während bei Schwertlein die meiſten der Tiefner'ſchen Schreiben verloren gegangen ſind, und nur ſeine beiden letzten Briefe ſich noch vorgefunden haben. Gewiß aber verzeiht der Leſer dem Schwertlein dieſe Nachläſſigkeit, wenn er ſich erſt mit der Lage bekannt gemacht hat, in der dieſer die Briefe empfing. Doch wir laſſen Schwertlein nun ſelbſt ſprechen.

Schwertlein an Tiefner.

S. den 1. Juni.

Warum ich traurig bin, willſt Du wiſſen? Ich bin nicht traurig, Ernſt, ich finde nur, daß ich nicht immer dem Ausſpruch des Apoſtels nachkommen kann: „Freuet euch in dem Herrn alle Wege,“ und das magſt du meinem letzten Briefe abgefühlt haben.

Du haſt recht, ich bin nicht offen gegen Dich geweſen, habe Dir etwas verbergen wollen, aber der Rock iſt zu kurz geweſen, und während ich den Fiſch vorn ſorgfältig mit den Zipfeln bedeckte, hat das Schwänzlein hinten zwiſchen den Schößen herausgeblickt. Doch es giebt Dinge in jedes Menſchen Herzen, die müſſen erſt reif werden, ehe man ſie dem Andern zu ſchmecken giebt, oder aber, in ande-

rer Manier, ſo lange der Menſch noch an der Seifenblaſe bläſt, hat er nicht Athem genug, um abzuſetzen und dem Freunde von dem ſchillernden Farbenſpiele darauf zu erzählen — erſt wenn ſie zerplatzt iſt, theilt er ihm mit, wie ſchön bunt ſie geweſen iſt.

Ich habe auch eine Seifenblaſe gemacht, und die iſt zerſprungen, und ich kann die Herrlichkeit der Farben nicht vergeſſen, trotzdem ich weiß, daß Alles nur Schaum war — — da haſt Du meine ganze Geſchichte. — Bruder Ernſt, Du ſollſt Alles erfahren — morgen oder übermorgen will ich anfangen und an Dich ſchreiben, ſo lange, bis Alles vom Herzen herunter iſt, nur heute laß mir noch Ruhe. Der Eingang iſt gemacht und nun will ich erſt wieder das Ränzel auf den Rücken nehmen und mich ein paar Stunden müde laufen, ehe ich weiter die Feder anſetze.

Aus dieſen Worten wirſt Du zugleich den Grund merken, warum ich Deiner freundlichen Einladung, nach B. zu kommen und dort Arbeit zu nehmen, für jetzt noch nicht Folge leiſten kann. Ich muß mir erſt das unruhige Blut verlaufen, damit ich wieder Sitzfleiſch bekomme. Die Welt iſt ſo groß und ich kann ſie mit dem Wanderſtabe meſſen — laß die Füße erſt recht müde werden, damit ich ſie wieder mit Behaglichkeit in das enge Loch des Schneidertiſches ſtecke. Ueber ein halbes Jahr habe ich ſtille auf ſolchem Fleck geſeſſen, und das Herz

war mir ſo groß und ſo weit geworden, daß ich die Welt draußen vergeſſen konnte. Jetzt iſt's anders. Mir iſt's ſo eng um die Bruſt — ich muß hinaus, bis ſich die Wellen gelegt haben und es wieder ſtille wird in mir, bis ſich in der kleinen Welt des Herzens Gottes große draußen wieder hell und klar abſpiegeln kann.

Dann komme ich zu Dir. Bis dahin gehab Dich wohl. Mein Reiſelied iſt: »Ich bin ein Gaſt auf Erden!« Ehe Du mir wieder ſchreibſt, kannſt Du erſt meine Geſchichte abwarten. Dein ꝛc.

Zweiter Brief Schwertleins.

G., den 3. Juni.

Als ich an einem kalten, regneriſchen Nachmittage des letzten Spätherbſtes in der Herberge des freundlichen Städtchens R.... einzog und das Felleiſen von dem müden Rücken warf, antwortete ich und ſagte zu ihm: Gebe Gott, daß ich dich morgen nicht wieder aufzuheben brauche. Und ſo kam es — doch das alles weißt Du ja, und wunderſt Dich, warum ich ſo weit ausholе — aber ich weiß keinen rechten Anfang zu finden. Ich muß auch heute noch erſt eine Art Vorrede machen.

Ernſt, ich kann über gewiſſe Dinge einmal nicht ſteif feierlich ſchreiben, trotzdem ich ſie mit heili-

gem Ernſte auf meinem Herzen trage. Wenn ſich mein thörichtes Herz verlaufen hat, und der Herr züchtigt die Nieren, ſo kann ich meine Gefühle gegen Dich nicht herunter winſeln. Was es dabei Feierliches giebt, das mache ich in meinem Kämmerlein ab. Von auswendig laſſe ich's aber nicht gern ſehen, ſondern thue vielmehr lieber einen Querſprung und verhöhne mich ſelber, ſintemal ich weiß, daß der Herr mit ſolcher Zucht nichts andres bezweckt, als Sünde und Unlauterkeit aus dem Herzen herauszutreiben. Und die Ungeduld des Fleiſches wird durch Spott eben ſo gut gekreuzigt, als durch Thränen. Vielleicht iſt auch dieſer Weg für uns Beide zuträglicher. Für Dich jedenfalls vergnüglicher zu leſen, und für mich heilſamer, denn Du jammerſt dann nicht ſo und ſtempelſt mich durch Deine Theilnahme zum Märtyrer. Darum, Bruder Ernſt, ſtoß Dich nicht an meine Schreibart!

Von dem Kirchthurm in R.... mit ſeinem merkwürdigen Uhrwerk, vom Rathhaus und von der alten Burg habe ich Dir geſchrieben, ingleichen von dem alten und jungen Herrn Paſtor, vom lahmen Leinweber, vom Meiſter und von der Meiſterin — nur nicht von des Meiſters Töchterlein, und weil ich Dir nicht von der geſchrieben, darum ſind meine Briefe immer dürftiger und magerer geworden, denn ich hatte über derſelben bald Kirchthurm und Rathhaus und alle andere Merkwürdigkeiten ver-

gessen. Jetzt merkst Du Alles. Siehe, das war die schöne, bunte Seifenblase, von der ich Dir erzählen soll.

Wie sich's bei mir ungesucht angesponnen, wie ich ihr immer tiefer in die freundlichen Augen geschaut, davon laß mich schweigen, weiß ich doch selbst kaum, wie's gekommen ist. Kurz und gut, als ich mich besann und zu mir selbst sagte: Schwertlein, was machst du? Willst du hier bleiben und dermaleinst deine Füße hier zusammenlegen? da fühlte ich auch, daß der unruhige, wanderfüchtige Geist bei mir mit Stumpf und Stiel ausgetrieben, und ich, wie eine Nelke im Juli, in wenig Wochen völlig reif zum ehrbaren Bürger und Meister geworden war. Ich pflanzte dem Töchterlein die Blumen um, ich fütterte ihrem Kanarienvogel alle Morgen das Stück Zucker zu meinem Kaffee, ich kannte alle Hühner der Alten mit Namen, ich richtete ihnen das Logis zweckmäßiger ein, denn die Stangen waren zu dicht an der Wand und der Hahn rieb sich die Schwanzfedern ab, ich machte den Taubenschlag zurecht, ich ging im Frühjahr in den Feierstunden im Garten zur Hand, alles, wie's einem angehenden Hauswirthe zukommt. So lebte ich mich in die Gunst der Frauen hinein und ich habe es gut, sehr gut gehabt, ich wurde wie ein Kind im Hause gehalten, und wurde bald bei allen Angelegenheiten mit zu Rathe gezogen, als gehörte ich zur Familie. Nur zweierlei machte mich zu-

weilen bedenklich. Der ernste, etwas weinerliche Meister schüttelte oft den Kopf über mein leichtes, fröhliches Wesen, das er sich mit seiner Ansicht vom Christenthum nicht recht zusammenreimen konnte, und die Meisterin — nun Ernst, sie ist eine gute, kreuzbrave Frau mit stillem, sanftem Sinn, aber ihre Sparsamkeit hat doch wohl einen kleinen Beigeschmack, und der Meister ist durch die lange Gewohnheit etwas anrüchig mit geworden. Du verstehst mich, was ich meine. Aber gut waren sie mir Beide von Herzen, das konnte ich deutlich merken. Da nun Annchen von den drei Töchtern die einzige ist, welche noch im Hause geblieben, und einmal die ganze hübsche Wirthschaft und die schöne Kundschaft als Mitgift bekommen soll, so war's mir doch dann und wann ganz bänglich zu Muthe, wenn ich bedachte, was ich im Grunde dagegen zu setzen habe. Aber dann kam bald wieder so ein recht augenfälliger Beweis von herzlichem Wohlwollen, der auf eine Zeit lang alle Zweifel niederschlug.

Doch Du wirst natürlich fragen: Wie standest du denn nun eigentlich zu dem Mädchen und wie stand sie zu dir? Ernst, man sagt, Verliebte wären blind. Das mag sein, aber sie haben dafür Fühlfäden. Wenn sie nun in ihrem Eckfenster und ich auf dem Schneidertische saß, und keins ein Wort red'te — so streckten wir die Fühlfaden lang aus und immer länger, bis sich die Köpfen berührten,

und das ſelige Erzittern uns durch die Gebeine fuhr. Kurzum, ich glaubte genug zu wiſſen.

Da geſchah es, als ich einmal allein mit dem Meiſter in der Feierſtunde im Garten unter dem großen Birnbaum ſaß, daß er geſprächsweiſe äußerte, wie er ſich nach einem Schwiegerſohne ſehne, der ſein Nachfolger im Geſchäft werden könne, und wie er nicht auf Geld und Gut, ſondern nur auf ein treues, ehrliches und vor allen Dingen auf ein chriſtliches Herz ſähe. Hei, Ernſt, da liefen meine Hoffnungen an dieſem Wort ſchneller in die Höhe, als der wilde Wein, den ich an die Gartenlaube gepflanzt, an ſeinen Stäben. Ich glaubte, die Worte wären abſichtlich geſprochen, und rückte allmälig deutlicher gegen die Tochter heraus. Ich ſuchte ſie unter mancherlei Vorwänden mit allerhand Kleinigkeiten zu erfreuen, denen [illegible] immer den Schein gab, als koſteten ſie mich wenig oder nichts, damit die Alten nicht Anſtoß nehmen [illegible], wenn ich Geld für Lappalien ausgab.

Kurz nach Oſtern ereignete ſich ein Unglück. Ihr Kanarienvogel war davon geflogen und hatte das ganze Haus in Betrübniß verſetzt. Ich konnte das Herzeleid nicht mehr mit anſehen und trachtete lange nach einem neuen, bis ich endlich einen Hauptſchläger ausfindig machte. Es iſt wahr, ich habe ihn ſündlich theuer bezahlen müſſen, aber Du hätteſt auch einmal die Freude ſehen ſollen, als ich ihn brachte und Annchen bat, ihn von mir anzunehmen.

Ich hütete mich aber wohl, zu erzählen, was er koſtete, ſondern ſagte im Gegentheil, daß ich die Kleinigkeit von Herzen gern ausgegeben hätte, wenn er ihr nur gefiele. Jetzt ging Alles eine Zeit lang herrlich und in Freuden, und du kannſt Dir nicht denken, mit welchem Wonnegefühl ich mich des Morgens von dem Kanarienvogel munter ſchmettern ließ, da ſie ihn ſo ſehr lieb hatte. Aber die Gewitterwolken thürmten ſich ſchon in die Höhe, ohne daß ich es ahnte.

Lange nachher erfährt nämlich der Meiſter zufällig von der alten Frau, die ihn verhandelt, wie viel ich wirklich für den Vogel ausgegeben; hat ſich gewiß bei der Nachricht vor Schrecken verfärbt, und als er am Abend mit der Ehehälfte zu Bette ſteigt, erzählt er ihr mit gebührendem Entſetzen den ungeheuren Leichtſinn. Bruder Ernſt, Beide ſind ein paar herzensliebe Leute, aber ſie können's ja nicht mehr begreifen, daß ein Menſch, wie ich, ein paar lumpige Thaler für einen Kanarienvogel ausgeben und doch kein Verſchwender ſein kann. Am folgenden Morgen kam mir Annchen ſo einſylbig vor, und während ich zerſtreut bei der Arbeit ſaß und mir den Kopf zerbrach, was vorgefallen ſein müſſe, fing der Meiſter, als wir bald Beide allein in der Stube waren, an zu erzählen, wie er vor 30 Jahren ſich hier niedergelaſſen, mit nichts angefangen und doch unter Gottes Segen durch Fleiß und Sparſamkeit es bis zu ſeinem gegenwär-

tigen Wohlstande gebracht habe. Dann kam ein ausführliches Lob der Sparsamkeit, dann die Kanarienvogelgeschichte, dann ein Ueberschwang von Ermahnungen. Ich saß wie auf Kohlen und antwortete ziemlich verkehrt. Dies mochte ihn noch mehr verdrießen, und da er schon längst gemerkt haben mußte, was zwischen mir und seiner Tochter vorging, so sagte er endlich ganz frei heraus, daß er sich den Schmerz nicht machen wolle, von einem Andern das zerstreuen zu sehen, was er gesammelt habe. Als ich die Sache von der spaßhaften Seite nehmen wollte, wurde er immer bitterer, meinte, daß er noch nichts sagen wolle, wenn Einer sein Geld für Sachen von wirklichem Werthe ausgäbe, und etwas auf seinen Leib hielte, wer sich aber von seiner Hände Arbeit ernähren müsse, und kenne so viel Geld für Lumpereien wegwerfen, der sei in seinen Augen ein leichtsinniger Verschwender, und für einen solchen hielte er sein Kind zu gut.

Da brauste in mir aller alte Gesellenstolz noch einmal in die Höhe und ich antwortete barsch: „Meister, noch brauche ich keinen Vormund!“ und um in der Hitze nicht noch mehr zu sagen, stand ich auf, zog meinen Rock an und ging ins Freie. Fast wollte es mir leid thun, daß ich nicht still geschwiegen hatte, aber ich fühlte mich an meiner Ehre gekränkt, und mein alter Mensch wollte sich nicht zufrieden geben. Als ich nun endlich spät Abends mit widerstreitenden Gefühlen zurückkehrte,

blick ich eine Weile vor dem Hause sitzen. Ich hatte mich noch gar nicht als Besitzer desselben gedacht, der Blick fiel auf meinen Rock und mir kam in den Sinn, wie ich blos den einen hätte und vor der Hand nicht einmal Geld zu einem zweiten; und ich dachte weiter, was dir unter dem Rock sitzt, das fühlen sie doch nicht durch, sondern sie halten dich für einen Lump, dem sie über kurz oder lang seine Armuth vorgeworfen hätten, und wie nun der Abstand zwischen mir und dem Meister immer grösser wurde, schlich sich eine Bitterkeit in mein Herz, bis mir die Kehle fast zuschnürte. Wie ich nun zur Thür hineintrete, steht die Tochter unten an der Treppe, sauber angethan; das war mir auch nicht recht, und ich gehe mit verbissenem Ingrimm an ihr durch. »Franz,« sagte sie, als ich neben ihr war, »der Vater will nicht, daß ich den Kanarienvogel behalten soll.« »So dreht ihm den Hals um!« fuhr's mir heraus, und ohne mich umzusehen, ging ich die Treppe hinauf, wandte mich aber doch auf halbem Wege und rief mildernd zurück: »oder laßt ihn meinetwegen fliegen, denn hier versteht mich doch kein Mensch.«

Am andern Morgen ging ich zur Arbeit, aber Alle waren verstimmt, Keiner redete ein Wort. Ich meinte groß Recht zu haben und trotzte fort. Anmuthen ging umher mit rothgeweinten Augen, doch ließ sie sich nur wenig sehen, und war fast den ganzen Tag über außer dem Hause. Eine schwüle,

drückende Luft lag über uns, und ich haderte noch fort in meinem Herzen. So dauerte dies zwei Tage. Länger konnte ich's nicht mehr aushalten, und in der dritten Nacht beschloß ich, folgenden Tages offen mit dem Meister zu reden, es komme wie es wolle. Als ich nun am andern Morgen, nachdem ich mir alles, was ich sagen wollte, noch einmal hin und her überlegt hatte, etwas spät hinuntergehe, tritt mir die Meisterin aus der Küchenthür entgegen und sagt: »Die Tochter ist heute früh auf etliche Wochen zu ihrer Schwester gereist und hat nicht Abschied nehmen können, weil Sie so lange geblieben sind. Sie möchten den Kanarienvogel unterdessen behalten.« Ich stand wie vom Donner gerühret. Also dahinaus geht es, dachte ich bei mir selbst. Jetzt weißt du, woran du bist. Ich wollte mich an die Arbeit setzen, konnte aber den Faden nicht durch die Nadel bringen vor heftiger Bewegung. Das Blut drang mir in den Kopf, ich sprang auf und sagte: »Meister, ich bin mit mir fertig! Es ist mir besser ich gehe. Wir passen nicht mehr für einander. Ich bedanke mich Ihrer Arbeit!« »Zittauer,« sagte der Meister verwundert, »ist das Dein fester Entschluß? Thätest Du nicht besser, Du überlegtest Dir's noch einmal und bliebst lieber noch eine Woche hier oder zwei?« »Nein,« sagte ich, »was ich beschlossen habe, das habe ich beschlossen. Ich tauge nicht mehr hier. Besser heute fort, als morgen.« »So zieh in

Gottes Namen, Zittauer,«« ſagte der Meiſter ernſt, »»ich kann und darf Dich nicht halten.««

Wenige Stunden darauf hatte ich ſchon das Stadtthor im Rücken. Da haſt Du meine Geſchichte. Für heute muß ich ſchließen. Das Wanderleben gefällt mir auch nicht mehr. Ich will auf etliche Wochen zu meiner Mutter. Man ſagt von uns Handwerksburſchen insgemein, daß wir das elterliche Haus vergeſſen, ſo lange es uns gut geht, und erſt wenn die Tage kommen, die uns nicht gefallen, den Blick wieder ſehnſüchtig nach der Heimath kehren. Ich will nicht ſagen, daß das erſte bei mir der Fall geweſen iſt, aber jetzt, wo ich wund bin, faßt mich das Heimweh und ich will fort, wie ein geſchlagenes Kind, und mich von der lieben Mutter tröſten laſſen. Du kannſt alſo Deine Briefe nach Zittau adreſſiren.

Gehab Dich wohl. Dein ꝛc.

Dritter Brief Schwertleins.

Z., den 11. Juni.

Nein, Ernſt, auf dem Wege liegt kein Troſt für mich, ſondern nur neue Unruhe und Kümmerniß. Wecke nicht wieder Wünſche in mir, die ich bereits feierlich begraben habe. Du ſchreibſt, ob ich's denn ſo gewiß wiſſe, daß die Geſchichte zu Ende ſei, ob's nicht des Herrn Wille ſein könne,

mich durch's Verlieren zum Wiederfinden zu führen? Und meinst Du, daß solche Grübeleien nur Dir hinter Deiner Hobelbank kommen? Glaubst Du nicht, daß meine Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen, auf den einsamen Märschen das ganze Reich der Möglichkeiten durchpassirt sind, und sich noch ein Weniges auf das Feld, das drüber hinausliegt, verstiegen haben?

Ihre Abreise entscheidet Alles. — Und hätte sie sie gezwungen gethan, warum habe ich den Abend vorher nichts davon erfahren? Oder, ist sie eine zu gehorsame Tochter dazu, warum habe ich den Abend vorher nichts davon merken müssen? Es ist klar, sie ist in ihrem Herzen zum Abschluß gekommen. Zudem, sollte ich ohne den Segen ihrer Eltern ihr je wieder auf die alte Weise unter die Augen treten? Nun und nimmermehr! Und bei den Alten hat das Schmettern des Kanarienvogels alle Stimmen, die für mich sprechen, zugleich mit niedergeschmettert. Darum, reinab, so sauer mir's auch ankommt.

Hundert und aber hundert Mal bist Du mir jetzt schon beigefallen, denn ich lerne jetzt, wie Du im vergangenen Jahre, an der großen Lektion, den Herrn über Alles lieben zu können. Bitte mit, daß ich probehaltig erfunden werde, das ist Alles, was Du für mich thun kannst.

Was ich mich bei dieser Angelegenheit in meinem Herzen, und das besonders in den letzten Tagen ver-

kündigt habe, dessen werde ich täglich mehr überführt, obschon der Herr es mir nicht aufrückt, wie ein harter Richter, sondern mich mit Maßen züchtigt — aber daß ich nun hintreten und ein **Lamento** erheben sollte, weil ich's nicht gescheidter angefangen habe: daß ich denken sollte, wenn ich stille geschwiegen hätte, so säße ich vielleicht noch mit dem vollen, gedrückten, gerütteten und geschüttelten Maße meiner Hoffnungen auf dem Schneidertische — das will ich wohl bleiben lassen! Ich weiß, darum gebraucht der Herr noch nicht den Stab Wehe, weil ein Versehen im Decorum vorgefallen ist, sondern der Schaden muß tiefer liegen, und je mehr ich diesen tiefen Herzensschaden erkenne, je mehr aus der Zucht die friedsame Frucht der Gerechtigkeit zu erwachsen anfängt, um so stiller und ruhiger wird's in mir, und es überkommt manchmal meine Seele eine ganz wunderbare Vergnügtheit, daß ich etwas ahne von der Herrlichkeit des: »Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.« Freilich geschieht das nur selten und hält noch nicht lange an, aber Du siehst doch, ich weiß wo's mir fehlt und wo die Hülfe für mich zu finden ist, und auf welcher Straße ich zum Frieden kommen werde. So will ich auch in keinem Fall als ein übermäßig bepackter Kreuzträger beklagt und bedauert werden, — ich will auch nicht murren und klagen — verlange nur auch

Keiner von mir, daß ich hintreten und sprechen soll: »Es thut nicht weh!«

Zu Zeiten ist mir zu Muthe, wie Einem, der von dem sichern Brette, an das er sich mit aller Macht geklammert, wieder zurück in die weite, endlose See geschleudert wird. Doch was sage ich Brett! Meine Hoffnung grünete wie ein Palmbaum; denn wenn das Herz sich etwas recht heftig wünscht, so legt sich's alle Verheißungen Gottes nach seinem Vortheil zurecht und treibt förmlich Schleichhandel mit Trostsprüchen, denn es pascht sie immer zum unrechten Thore herein. Wenn ich erzählen sollte, wie oft das bei mir statt gefunden hat, wie oft ich hell aufgejauchzt habe, wenn ich mir wieder ein Körnlein aus dem Sande gescharrt zu haben meinte! Jeder Spruch hatte irgend eine tröstliche Beziehung auf meine Herzensangelegenheit. So sah ich Alles in rosenfarbnem Lichte, bis der Odem des Herrn darein fuhr und den vermeintlichen Engel des Lichtes all seines Comödiantenstaates entkleidete, daß er nun in seiner ganzen Bettelhaftigkeit vor mir steht.

Wie ist's doch ein elend und jämmerlich Ding um aller Menschen Leben. Herr, Du kennst uns, was für ein Gemächte wir sind, und ich danke Dir, daß Du mich gedemüthigt hast.

Meine liebe Mutter läßt Dich unbekannterweise herzlich grüßen. Laß bald wieder etwas hören von Dir. Dein ꝛc.

Vierter Brief Schwertleins.

Z., den 18. Juni.

Das war hart von Dir, Bruder Ernſt, und that weh. Alſo Du zweifelſt, ob ich ſie wirklich warm und treu von Herzen geliebt habe und meinſt, es wäre mir vielleicht jetzt ſchon klar geworden, daß ſie nicht für mich paſſe, ſonderlich wenn ſie nach ihrer Mutter geriethen ſei, nur wolle ich das vor mir ſelbſt noch nicht geſtehen. — Thue ihr und mir kein Unrecht. Trübe nicht ein Bild, das hell und freundlich vor meiner Seele ſteht und ſtehen bleiben ſoll allewege. Meinſt Du, daß mir geholfen ſei, wenn ich ſie weniger achten lernen müßte? Auch thuſt Du der Mutter Unrecht, oder vielmehr, mein Brief hat Dich dazu verleitet. Weißt Du denn, ob ich nicht wirklich in jener Zeit leichtſinnig geweſen bin und übel haushgehalten habe, wenn auch die Kanarienvogelgeſchichte vor Deinem Richterſtuhle Gnade gefunden hat? Und brauche nicht gerade ich, mehr als jeder Andere eine Frau, die das Geld in der Hand zu halten verſteht, was ich nun einmal nicht in der Taſche leiden kann? — Und nun vollends der Zweifel an der Wahrheit meiner Gefühle! Soll ich's Dir denn geſtehen, wie ich mich vor mir ſelber geſchämt habe, daß ich lange im ſteten Zickzack in jener Gegend herumgelaufen bin, und es immer nicht über mich gewinnen konnte, dieſem Boden ganz Valet zu ſagen? Soll ich geſtehen, wie's mir auch hier ſchon hundert Mal in den Sinn gekommen iſt, noch einmal

durch N. zu wandern und bei dem Meister vorzusprechen, bloß um sie noch einmal sehen zu können, und daß der Lichte besehen weniger der Wille Gottes, weniger die klare Erkenntniß meiner Pflicht mich davon abhält, als der leidige Hochmuth, der sich schämt, dem Meister noch einmal unter die Augen zu treten? —

Ich überlese eben, was ich geschrieben habe, und sehe Deinen Brief noch einmal an und möchte über mich selbst lachen, wenn's nicht gar zu ernsthaft wäre. Freilich hast Du recht! Es kann doch nicht die rechte Liebe gewesen sein, das beweist das Ende von der Geschichte, wie die Probe bei einem Exempel nach der Regeldetri. Es ist der einfachste Schluß von der Welt, den ein Kind machen kann: darum, weil das Ende nicht stimmt, kann auch der Anfang nicht recht gewesen sein — aber doch wird mir gerade dies Geständniß blutsauer, saurer als jedes andere. Und sehen wir's wieder recht genau an, so ist's aber und abermal Hochmuth und Eitelkeit, die mir dieses Geständniß so sauer machen. Ich will nicht eingestehen vor Dir, daß ich auf falscher Fährte gewesen bin — o, des Jammers! Hoffahrt und Hochmuth um und an! Ernst, ein Schneidergeselle, der weiter nichts hat als einen schäbigen Rock, der eben geläupt ist hochmuthshalber — und doch hoffährtig! Ich glaube, wenn mich der Herr so weit herunterkommen ließe, daß ich um Brod vor anderer Leute Thüren an-

ſprechen müßte, ſo bildete ich mir doch etwas darauf ein, daß ich es etwas manierlicher thäte, als ein anderer, gemeiner Landläufer.

Alſo Du ſollſt *recht* haben! Aber es thut mir *weh*, daß Du recht haſt. —

Du fragſt, warum ich Dir nicht *mehr* über meine Mutter ſchreibe? Weil ich mich noch nicht entſchließen kann, vor ihr mein Herz auszuſchütten, und doch das Bedürfniß nach Mittheilung fühle, darum habe ich in den Briefen an Dich immer nur *ein* Thema. Meine Mutter freut ſich ſo, daß ich hier bin — ach, ſie hat nur noch ſo wenig Freude auf der Welt — ſoll ich ihr die kurzen Tage unſeres Beiſammenſeins damit verbittern, daß ich ihr erzähle — — — — wie *ungenügſam* ich bin, und wie ſchwer es mir wird, mich in den Willen Gottes zu fügen? Ich habe nicht den Muth dazu! Und doch wird mir *wohler* hier im Hauſe. So will ich mich von ihrer Pflege *heilen* laſſen, ohne daß ſie wiſſen ſoll, daß ſie ein *krankes* Kind hat. Lebe wohl.

Dein ꝛc.

Fünfter Brief Schwertleins.

Z., den 24. Juni.

Du möchteſt mich gern auf andere Gedanken bringen — aber laß nur erſt den neuen Humor ausgetragen und gezeitigt werden, und gönne mir jetzt noch

Ruhe. Für die Nachrichten, welche Dich betreffen, sage ich Dir herzlichen Dank. Sei versichert, daß ich an allen Deinen Schicksalen den lebendigsten Antheil nehme, wenn auch in meinen Briefen sich noch fortwährend meine eigene Angelegenheit spreizt, wie ein welscher Hahn. Werde nicht verdrießlich, wenn ich immer und immer wieder darauf zurückkomme.

Du wunderst Dich, daß ich ganz von meiner Weise abgegangen bin, in Reimen zu reden und Verslein in meine Perioden mit einzuflechten! Du meinst, wenn solche Manier, falls sie natürwüchsig ist, überhaupt nur bei einer Steigerung des Gefühls eintreten kann, so müsse dies eben so wohl beim Schmerz als bei der Freude geschehen, und witterst nun gar ein Häuflein geheim gehaltener poetischer Klag-Ergüsse. Aber Du irrst Dich. Keine Spur von alle dem.

Ernst, ich bin kein Dichter — aber so eine Art ordinairer Singvogel möchte ich vielleicht sein. Nun siehst Du, Nachtigallen giebt's nur wenig, darum laufen alle Menschen in den Busch, um sie zu hören, und Keiner findet ihre schmelzenden Klagetone affektirt, sondern es ist Jedem, als müsse es so sein, und es wird einem so warm ums Herz, so wohl und so weh, wenn man in der stillen Nacht von ferne sieht und hört's mit an, wie sie's aus der Tiefe heraufholt, und wie's so sanft und lieblich und so langgezogen hervorquillt aus der kleinen Kehle. Die Lerche aber kann weiter nichts als einen kurzen

Freudentriller ſchlagen, und wenn Du ihr den größten Schmerz bereiteſt, daß ihr das Herz ſpringen möchte, nämlich wenn Du ihr das Neſt wegnimmſt, ſo bringt ſie doch nur einen häßlichen Ton hervor und ſchreit wie ein gemeiner anderer Vogel, ein Spatz oder dergleichen.

Gerade ſo geht's mir. Meine Kehle iſt auch nur zu Freudenklängen gemacht, und dann ſuche ich die Reime nicht, ſondern ſie finden ſich von ſelbſt. Ja, mehr noch. Ich habe nicht einmal einen Vers machen können in der Zeit der Sehnſucht und der Erwartung, wo die Gefühle in mir auf und nieder wirbelten, wie die Mückenſchwärme an einem Juni-Abend. Wer weiß aber, wie's in der Lerche wühlen und gähren mag, wenn ſie die Herrlichkeit der wiedererwachten Erde heranwachſen ſieht, und wie's dem Finklein hämmert und rumort unter dem rothen Bruſtlatz, wenn die braunen Kolben an der Buche ſpringen; wenn er nicht mag länger blos gemeine Tagelöhnerarbeit um's tägliche Brod thun, ſondern große, ſeltſame Ideen in den kleinen Kopf bekommt; wenn der heiße, unwiderſtehliche Drang ihn treibt, den wunderbaren Bau zu beginnen, und ihn nicht ruhen noch raſten läßt vom früheſten Morgen an. Aber erſt wenn ſich der Wirrwar in ihm abgeklärt hat, fliegt er auf den nächſten Zweig und öffnet ſeinen Mund zum Preiſe des Herrn. Freilich wird's immer kein Nachtigallenſchlag, was herauskommt, ſondern es bleibt ewig bei ſeinem

fröhlichen Finkenlied — aber Ernſt, mag's nun bei der Poeterei geharfet oder gepfiffen ſein, dasſelbe Vorſpiel, meine ich, muß immer vorangehen, oder das Liedlein wird wie ein angelerntes Staarmatzſtückchen, das mit einer Arie aus dem Freiſchütz anhebt, und mit ein paar Takten aus dem Deſſauer Marſch ſchließt. Jedes Gedicht ſollte von Rechts wegen ſich ablöſen, wie die reife Frucht vom Baume, wenn der Wind durch die Blätter flüſtert.

Siehe, da hab ich den ganzen Bogen voll geſchrieben vom Verſemachen, und weiß ſelbſt nicht warum. Aber es gährt und wogt jetzt auch in meiner Bruſt, und möchte gern zu Tage aus, was drin vorgeht — doch ſo lange mir's noch ſo weh iſt um's Herz, wird's doch nur ein häßlicher, ſchrillender Ton, wie beim Vöglein, dem ſie das Neſt zertreten. Ich ſinge nicht eher wieder, als bis ich wie die Lerche aufſteigen und in der friſchen Morgenluft ſchweben kann, und das grüne, wallende Feld unter mir habe. Dann, Bruder Ernſt, vernimmſt Du auch meinen Triller wieder, nicht weil ich dann ſingen will, ſondern weil ich ſingen muß. — — —

Fahre wohl! Dein ꝛc.

Tiefner an Schwertlein.

B., den 28. Juni.

Gestern ist mir eine große, unaussprechliche Freude bereitet worden, und ich eile, mich im Geiste an Dein treues Herz zu werfen. Bin ich doch Dir vor allem für die neue Huld und Gnade des barmherzigen Herrn einen heißen, brüderlichen Dank schuldig. Du weißt, in wenig Wochen wird es ein volles Jahr, daß ich hier in der Werkstätte meines lieben Meisters arbeite. O, wenn ich mein Loos jetzt mit den Trauermonden des vergangenen Jahres vergleiche, so möchten mir die Freudenthränen in die Augen treten, und doch — ich habe Dir nichts verborgen — Du weißt auch, daß ich dennoch hinter der Hobelbank nie ganz den Frieden gefunden habe. Du bist es ja selbst gewesen, der einst einmal die geheime Sehnsucht im tiefsten Grunde meines Herzens mit klaren Worten so laut ausgesprochen hat, daß ich davor erschrocken bin, und seitdem ist mir dieser Gedanke immer und immer wieder vor die Seele getreten, und alle meine Blicke in die Zukunft knüpften sich an denselben an und spannen sich lang aus bis weit hin über das Meer nach einer neuen Heimath in dem fernen, dunkeln Lande, in welchem jetzt eben die Morgenröthe des Evangeliums die finstern Wolken säumt. Gestern nun hat mir unser theurer Missionsinspektor mitgetheilt, daß das Comité beschlossen hat, mich unter die Zöglinge des Missionsseminars aufzunehmen. Ich

soll schon in wenig Wochen in die Vorschule zu W. eintreten.

O Bruderherz, wenn Du Dich noch freuen kannst, und warum solltest Du es nicht können — meine ich doch, daß diese Nachricht Dich treffen wird, wie die ersten Regentropfen die dürre Pflanze, daß Du Dich schüttelst und wieder aufrecht stehst und der neuen, größern Gnadenerweisung entgegenharrst — so freue Dich mit mir. Wohl weiß ich, daß noch lange Jahre zwischen jetzt und der endlichen Verwirklichung meiner seligsten Hoffnung liegen, aber der Herr, der mir Bahn gemacht, wird mich auch weiter nach seinem Rathe leiten. O, tröste, tröste auch Du Dich wieder, mein theurer Franz! Wir haben einen Herrn, Herrn, der da hilft und errettet, und der auch Deine Gebeine wieder fröhlich machen wird, daß Du laut und ganz fröhlich rühmen könnest.

In wenig Wochen verlasse ich also B. und verlasse es wieder mit der stillen, seligen Freude im Herzen, mit der ich einzog. Alle meine Wünsche sind nun erfüllt, und ich ruhe in Frieden in der Hut des Allerhöchsten. Doch nein — Einen Wunsch habe ich noch — einen heißen, sehnlichen, innigen Wunsch, und das Herz schlägt mir unruhiger, als je, ob mir der Herr auch diesen noch gewähren wird. So weit ein Christ sein Herz an die Bitte um ein zeitlich Gut hängen darf, und wohl noch druber hinaus, hänge ich diesem Wunsche an: der

Herr aber thue nach ſeinem Wohlgefallen. Bruder Franz, ich habe in dieſen Tagen einen Weg vor mir, von dem die Erfüllung dieſes meines liebſten Wunſches abhängt, von dem es alſo mehr, denn ſonſt wohl heißt: »Des Menſchen Herz ſchlägt ſeinen Weg an, aber bei dem Herrn allein ſteht Segen und Gedeihen.« Mehr kann ich Dir jetzt nicht ſagen, Du ſollſt es aber hernachmals erfahren. Um Eins aber bitte ich Dich recht von Herzen. Gedenke meiner und meines Vorhabens in den nächſten Tagen recht treu und fleißig vor dem Herrn. Es hängt gar zu viel ab von dem Schritte, den ich thun will. Ich muß ſchließen, ſonſt geht mir das Herz durch und ich verrathe Dir Alles, und ich kann's und kann's Dir doch jetzt noch nicht ſagen. Lebe wohl, mein treuer, lieber Franz.

Dein ꝛc.

Schwertlein an Tiefner.

Z., den 1. Juli.

Ich muß frei von der Leber wegreden und kann nicht hinter dem Berge halten. Ich freue mich, ich freue mich königlich darüber, daß Du Dich freuſt — und doch hat mich etwas an Deinem Briefe verdroſſen. Wozu die Geheimthuerei am Schluſſe deſſelben? Meineſt Du, ich merke nicht, was Du vorhaſt? Bruder, wer dieſelbe Krankheit gehabt

hat, kann sie leicht bei dem Andern herausfühlen. Das Herz schlägt in solchen Calamitäten allemal einen ganz aparten Ton an, der bei allen Menschenkindern einen verwandten Klang hat, wenn er auch sonst nach der Verschiedenheit der Temperamente mit allerhand Variationen vorgetragen wird. Bin ich nicht offen gegen Dich gewesen? Habe ich Dir nicht Alles erzählt?

Zwar Du könntest mich leicht mit meinen eignen Worten schlagen. Gewisse Gefühle müssen, wie die Mispeln, erst eine Zeit lang ruhen im Schreine des Herzens, ehe man sie dem Freunde zu kosten giebt — aber, dann hättest Du lieber ganz schweigen sollen von Deiner Liebe. Hattest Du aber einmal so viel verrathen, konntest Du leicht auch noch ein Uebriges thun. Oder meinst Du nicht, daß ich mir den Kopf zerbreche über das Wo, Wie und Wen?

Doch — und da finde ich gewiß den Treffer — Du hast wohl aus Zartgefühl nicht mehr sagen wollen. Weil mein Herz eben erst im Vernarben ist, hast Du die kaum verharschten Wunden nicht wieder aufreißen wollen, hast gemeint, ich würde mich unglücklicher fühlen, wenn ich auf den Trümmern meines Glückes den Aufbau des Deinigen mit ansehen müßte.

Ach, Bruder Tiefner, wenn mich doch Ein Herz einmal ganz und völlig verstehen wollte!

Ihr Alle, die ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten kennen gelernt und lieb gewonnen habe, ent-

weder, Ihr nehmt mich zu leicht, und meint, ich flattre nur am Rande des Lebensstromes hin, wie die Libelle, auf deren Schwingen das Sonnenlicht in allen Farben schillert, die von jeder Blüthe im Vorbeigehen nascht, aber nie sich tief in den Kelch tauchen und ihn auskosten kann — oder aber, wenn ich nun auch einmal hintrete und zeige Euch meine Beilage, meinen Pfahl im Fleisch, mein Maaß Herzeleid, so steht Ihr wieder und schlagt die Hände zusammen über das große Märtyrerthum, und mein fröhliches Wesen dünkt Euch nur Maske zu sein, und Ihr möchtet vergehen vor Mitgefühl und macht mich todt mit Eurer Zartheit. Muß denn nicht bei mir der Schmerz mehr abstechen und herzbrechender aussehen, als bei Einem, an dem Ihr von Haus aus das weinerliche Gesicht gewohnt seid? Oder wisset Ihr nicht, wo die Freude hell aufperlen und bis hoch hinaus schäumen kann, da muß auch die Kümmerniß Grund genug finden, um bis in eine ziemliche Tiefe hinuntersteigen zu können! Meinet Ihr aber, der Herr lege mir mehr auf, als ich tragen kann? Warum also jammert Ihr bei mir mehr, als bei jedem Andern?

Ein gutes, körniges, deutsches, ungeschminktes Sprichwort sagt: »Dem Esel ist nicht wohler, als wenn er seine volle Last hat,« und sintemal ich denn nur ein Esel bin, so begehre ich auch nicht ohne Last zu sein. Aber ich will als ein fideler Esel meine Straße ziehen, und ob ich schon

den Sack auf den Schultern trage und den Stecken des Treibers fühle, bücke ich mich doch nach jedem rothen Distelkopf am Wege, und nehme die Vergnügtheit mit, wo ich sie finde. Darum glaube nicht, Ernst, daß ich so ein einkammeriges Herz habe, das eben nur einen Gast auf einmal beherbergen kann, die Freude oder den Schmerz, wenn schon zu Zeiten einmal eine der beiden Herrschaften mit großem Gefolge einzieht, und die meisten Zimmer bewohnt. Glaube nicht, daß ich mich nicht mit ganzer, voller Theilnahme mitfreuen könnte an Deiner Freude, denn ob ich schon da eine frische Narbe trage und auf dem Fleck etwas altbacken geworden bin, wo's jetzt bei Dir lenzt und mai't, so läßt sich doch der warme Lebensquell nicht verstopfen und quillt an einem andern Orte Dir frisch und kräftig entgegen. Du hättest mir also schon schreiben können, wer sie ist, und wie sie heißt und wo sie wohnt und das etcetera drum und dran.

Inzwischen versteht sich von selbst, daß Deine Sache meine Sache ist, und daß ich sie auf meinem Herzen trage in Schwachheit, so gut's nun eben gehen will. Aber es bleibt doch ein wunderlich Ding, wenn man um etwas inständig bitten soll, und weiß nicht recht, was es ist — und doch ist's vielleicht so am besten, denn wir wissen ja niemals recht, was wir bitten sollen, und der Herr giebt allemal über Bitten und Verstehen. Also thue er auch jetzt an Dir und mir.

Ernſt, wenn ich ſo in der Abendſtille den geſtirnten Himmel anſehe, fällt mir oft ein: Wie viel Sorge und Noth und Kümmerniß des armen, gebrechlichen, wunden Menſchenherzens mag wohl alle Abend dort oben zum Himmelsthor einmarſchirt kommen, und wiederum, wie viel Huld und Gnade und Segen quillt alle Morgen neu von dort oben herunter, wie ein kühler, erquickender Thau in die Hitze des Lebens. Mögen denn auch unſere Gebete vor dem Herrn Herrn taugen, daß die Antwort in Dein Herz falle, wie ein friſcher Morgenthau. Amen!

Dein ꝛc.

Tiefner an Schwertlein.

R., den 5. Juli.

Bruderherz, Du haſt geweiſſagt in Deinem letzten Briefe, ohne daß Du es wußteſt, denn meine Sache iſt wirklich und buchſtäblich Deine Sache geweſen, und Dein langes Räſonnement über den aparten Ton, den jedes Herz anſchlägt bei gewiſſer Gelegenheit, und den Du ſchon von ferne erkennen willſt, war wieder einmal nichts als eine optiſche Täuſchung. Frohlocke mit Händen, denn der Wunderanfang hat auch bei Dir ein herrliches Ende genommen. Denke Dir, ich ſchreibe dieſe Zeilen im freundlichen R. aus deinem ſtillen

Stübchen heraus, und der Herr spricht durch meinen Mund zu Dir: »Komme her! und sei glücklich mit dem Weibe Deiner Liebe, ich will es thun, was Dein Herz begehret!« Du zitterst, und wirst bald blaß und bald roth — mache es wie ich jetzt, und lege das Blatt ein wenig bei Seite, denn ich gehe auch in der Stube einher und sinne, wie ich zu einem geziemenden Anfange komme.

Erräthst Du nun, warum ich die Sonde so tief in Deine Wunde steckte? Ich wollte wissen, wo der Schade säße, ob's gut Stammholz sei, was da brenne, oder nur Strohfeuer, das keine Kohle hält. Siehe, Deine Geschichte hatte von Anfang an den Eindruck auf mich gemacht, als wäre der Grund gut, und der Herr wolle nur die Stoppeln herunterbrennen, und während ich seiner Zucht an Deinem Herzen mit brüderlicher Theilnahme zuschaute und nicht wehren mochte, sprach fortwährend eine Stimme in mir, daß es des Herrn Wille nicht sein könne, um so kleiner Ursache willen einen so großen Riß zu machen. Und als ich mich nun vergewissert, daß Deine Neigung wirklich im tiefsten Herzen Wurzel geschlagen habe, da beschloß ich auch bei mir, es auf den Herrn hin zu wagen, ob er mich zum Mittel gebrauchen wolle, Euch wieder zusammenzuführen. »Herr, wähle mich,« habe ich oft gesprochen, »wähle mich nach Deiner wunderlichen Gerechtigkeit zum Elieser für Diesen, damit ich ihn wiederum aus der Drangsals-

bitte zum Freudenquelle führen kann, gleichwie er an mir gethan hat.“ Und der Herr hat Ja und Amen geſprochen zu ſolchem Begehren, deß geht mein Herz in Sprungen. Das war der Eine, innige, ſehnliche Wunſch, den ich Dir nicht verrathen konnte, denn ſiehe, mochte es nun kommen, wie es wollte, ſo viel wußte ich aus Deinen Briefen, daß die Lieben hier die Stimme verſtehen würden, die aus mir ſprechen ſollte, daß ſie meiner Verſicherung, wie Du von nichts wiſſeſt, Glauben ſchenken und meine Abſicht nicht verkennen würden. Hätte ich nun unverrichteter Sache wieder heimkehren müſſen, dann hätteſt Du nie erfahren, was ich gethan, und wie ich dann für mein Herz die Gewißheit gehabt, daß des Herrn Wille hier anders laute, ſo hätte ich auch über Dich mich zufrieden gegeben und hätte gewußt, daß der Herr auch Dein Herz bald wieder zur Ruhe bringen würde.

Zwiſchen meinem Abgange beim Meiſter und meinem Eintritte in die Vorſchule zu W. liegen 14 Tage freie Zeit, die ich zu einer nothwendigen Reiſe in meine Heimath verwenden ſoll. Ich beſchloß über N. zu wandern. Ich glaubte, und ich habe mich nicht getäuſcht, daß ihr Herz noch eben ſo warm und treu für Dich ſchlagen würde, als das Deine für ſie, und wenn ich das fände, ſo wollte ich frei offen für Dich reden. Ach, ich hatte ja Vorrath genug, um den lieben Herzen zu beweiſen, nach welcher Seite hin Du ein Verſchwender

bist, nämlich nach der, wo der Herr allemal doppelt und dreifach das Ausgetheilte wiedergiebt. — Ich ging als wollte ich für mich werben. Es wurde mir warm um's Herz, als ich die Stadt von Weitem liegen sah, und nachdem ich mich säuberlich angethan und meinen Muth gestärkt hatte vor dem Herrn, trat ich heute mit hörbarem Herzklopfen in das freundliche Zimmer Es war nach der ersten Kirche, und ich fand die ganze Familie beisammen. Ich begann mit einem Gruße von Dir, und das Angesicht des Töchterleins antwortete auf solche Rede wider Willen in einer Zeichensprache, die mich gleich errathen ließ, wessen ich mich zu getrösten hatte.

Deine Liebe, Bruder Schwertlein, hatte mir bereits Bahn gemacht Die lieben Herzen kannten mich schon, ich wurde auf das Freundlichste willkommen geheißen und mußte mit zu Tische da bleiben. Und bald ging mir das Herz auf, und ich konnte nicht mehr schweigen und habe ihnen Alles erzählt, was Du von mir verschwiegen hattest, meine ganze Geschichte und Deine ganze Liebe, und wie ich erzählte, was Du an mir gethan, da standen Allen die hellen Thranen in den Augen, sonderlich das Töchterlein weinte still in ihr Tuch. Da ward mir das Herz immer weiter und ich erzählte ihnen von allen Deinen Briefen, die Du an mich geschrieben in der letzten Zeit, und wie Du zwar mit stillem Sinn Dich in den Willen Gottes fügtest, wie es aber mit blutendem Herzen geschähe, und wie ich die

Traurigkeit nicht mehr habe mit anſehen können, und in meinem Herzen beſchloſſen habe, wie der Elieſer auszuziehen nach einem Lande, da mich Niemand kenne, um für Dich noch einmal zu werben. »Wie ich vor euch mein ganzes Herz ausgeſchüttet,« ſagte ich, »ſo begehre ich nun auch offne Antwort. Der Herr unſer Gott ſei zwiſchen uns in dieſer Stunde, ſprechet Ja oder Nein.« Da iſt das Töchterlein aufgeſtanden und ſchluchzend hinausgegangen. Der alte Meiſter aber hat ſeine Hände gefaltet und wie Bethuel, der Sohn Nahors, geſprochen: »Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider Dich reden.« Weiter ſetzte er dann hinzu: »Mit Kummer habe ich ihn ſcheiden ſehen, aber er wollte nicht anders. Ich habe lange um den Leichtfuß getrauert, wie um einen Sohn — nun giebt ihn der Herr mir wieder, ſo gebe ich ihm von Herzen meinen Segen.« Und die Mutter ſprach: »Nun werden die Roſen bald wieder blühen auf meines Töchterleins Wangen, denn ſie hat ſich bitter gegrämet, und manche Nacht iſt mir ihr ſtilles Weinen ſchwer auf die Seele gefallen. Aber ich will es dem Brauſekopf von Herzen vergeben, und will ihn mit Freuden zum Eidam annehmen, er ſei mir willkommen.«

Und wie wir nun weiter den ganzen Nachmittag bis tief in den Abend hinein im traulichen Geſpräche beiſammen ſaßen, da klarte ſich immer eins nach dem andern auf, was bisher noch dunkel war,

und was Dir am meiſten Kümmerniß gemacht, das findet die natürlichſte Erledigung, denn das Töchterlein hat um des unverhofften Kindbettes der Schweſter willen über Hals und Kopf abreiſen muſſen, und iſt mit ſchwerem Herzen fortgegangen und mit noch ſchwererer Bekümmerniß zurückgekehrt. Es iſt aber das Alles vom Herrn gekommen, und mußte den böſen Schein haben, damit Ihr Beide die ſchwere Kunſt des Entſagens lerntet, und wie ich gleich Anfangs es ausgeſprochen, durch's Verlieren zum Finden geführet würdet.

Und nun, Bruderherz, ich ſitze hier im ſtillen Kämmerlein und ſchreibe über meine Nacht. Mitternacht iſt längſt vorüber, aber Schlaf kommt nicht in meine Augen. Was Du zu thun haſt, das weißt Du. Gerne bliebe ich hier und harrete Deiner Ankunft, daß ich mit Augen ſehen könnte Dein glänzend Angeſicht, aber ich muß noch einmal nach meiner Heimath, ehe ich eintreten kann in die Reihe der Miſſionszöglinge. Wie lange ich mich dort aufhalten werde, weiß ich nicht, ich hoffe aber meine Geſchäfte in acht Tagen abmachen zu können. So nun der Herr will, ſpreche ich auf der Rückreiſe bei Euch vor. Doch die Nachricht, daß Dich mein Brief getroffen, daß Du glücklich hier angekommen biſt, erwarte ich jedenfalls in Heiligenſtadt von Dir.

So ziehe ein zu Deinen Thoren, Du treue, liebe Seele. Es ſegne Dich Gott, unſer Gott!

Dein ꝛc.

Schwerdtlein an Liesner.

N.. den 8. Juli.

Nun ſchlägt die Lerche ihre Triller wieder und ſchwingt ſich empor über die dampfende Saat — nun ſchwillt's dem Finklein in der Bruſt zu ſingen von der Maienluft. Es hüpft vergnügt von Zweig zu Zweig, und ſucht nicht lang' und hat es gleich: Laut ſchmetternd grüßt's den jungen Tag nach Finkenart mit Finkenſchlag — und ſelig! wer vorüber geht, wenn er des Finkleins Lied verſteht! —

Bruder Ernſt, womit ſoll ich beginnen? Soll ich in der vollen, überſtrömenden Freude meines Herzens inne halten und herunterſteigen zu einem empfindſamen Dank in lahmen Worten? Iſt nicht mein Glück Dein beſter Dank und Dein ſehr großer Lohn? Darum komm und ſiehe mit Augen.

Und wie ſoll ich Dich denn empfangen? Wie ſoll unſere erſte Begegnung ſein nach dem langen Jahre der Trennung? Wir wollen vom Piano zum Forte übergehen, wollen uns beide Hände reichen, wollen uns eine ganze Weile ſtumm in die feuchten Augen ſehen, wollen im langen, innigen Bruderkuſſe einer an des andern Herz ſinken — und dann ſoll's vorbei ſein, wenn Du und ich ſo viel Standhaftigkeit beſitzen, daß es ohne Waſſer abgeht. Ich weiß ſo nicht, was aus meinen Augen geworden iſt, und habe mich in meinem Leben noch nicht ſo naß geweint

Nach meiner Braut ſcheint mich der Kanarienvogel am beſten zu verſtehen, denn er ſchmettert ſo eifrig, als wüßte er, wie viel es noch von meinem Herzen herunter zu frohlocken giebt.

Es kann unmöglich Deine Meinung geweſen ſein, von mir mehr zu erfahren, als daß ich glücklich hier angekommen bin und unterwegs vor Freuden kein Bein gebrochen habe. Nun, Bruderherz, ich bin hier und frohlocke mit Händen, komm, komm und ſehe, wie glücklich ich bin. Dein ꝛc.

An Fräulein A. v. M.

Du willſt, ich ſoll ein neues Lied
Dir von der Freundſchaft ſingen.
Wohlan: Die Freundſchaft iſt ein Schmied,
Der eine Kette Glied an Glied,
Um jedes Herz will ſchlingen.

Nun wiſſ', es glubt ein ed'ler Wein
In tiefverborgner Klauſe;
Der mag nicht gern gefeſſelt ſein —
Doch darum juſt ſchloß Gott ihn ein,
Daß er ſich nicht verbrauſe.

Auch Dein Herz birgt in Leid und Luſt
Den feurigen Geſellen,
Und hätteſt Du's noch nicht gewußt,
So leg' die Hand nur an die Bruſt,
Da fühlſt Du ſeine Wellen.

Drum mag das Herz nicht einſam ſein,
Will andre Herzen haben,
Weil nie ein edler Feuerwein
Einſam, im dunklen Kämmerlein,
Den Menſchen kann erlaben.

So geht denn jedes Herz heraus —
Streckt, weil es nicht kann sehen,
Fühlfäden rechts und links hinaus,
Und zieht sich scheu zurück ins Haus,
Wenn's Keiner will verstehen.

Doch findet's ein verwandtes Herz,
Bereit sich zu erschließen:
Da sprüht der Weinschaum himmelwärts,
Daß Leid und Lust, und Freud' und Schmerz
In's andre überfließen.

Und wo ein Herz nur je einmal
Des andren Wein gekostet,
Durchglüht es auch ein heil'ger Strahl,
Umschlingt's ein Band von Erz und Stahl,
Das nimmer bricht noch rostet.

Und glücklich der, dem Band auf Band
Sich so im Leben schlinget;
Der wohnt fürwahr in jenem Land,
Wo auch der dürre Wüstensand
Viel gold'ne Früchte bringet.

Der, schönes Fräulein, kennt den Schmied,
Von dem vorhin ich red'te —
Und wenn Dir nun gefällt mein Lied,
So wähl' auch mich zu einem Glied
In Deiner Freundschaftskette.

Neujahrsgruß der Halloren an den König.

Herr König! Gott verleihe Dir
Viel Glück und langes Leben,
Und wolle Frieden für und für
In Deinen Grenzen geben!

»Habt Salz bei euch!« spricht unser Herr;
Dies Wort tritt uns entgegen,
Wie wenn's da hin geschrieben wär'
Als ein Hallorenfegen.

Herr König! Salz für Speis' und Trank
Weiß unser Volk zu sieden.
Von solchem ist ein Überschwang
Dem Sachsenland beschieden.

Doch gutes Salz aus Gottes Wort
Ist noch im Lande theuer,
So stelle Du, der Völker Hort,
Dich selber vor das Feuer.

Gott gebe allzeit Dir Verstand,
Zu sein ein Salz der Erde,
Auf daß durch Dich das ganze Land
Aufs Neu' gesalzen werde.

Und also steh' in Gottes Kraft,
Solch Salz uns zu bereiten,
Der Erste in der Pfännerschaft
In diesen schalen Zeiten.

Nützliche Anweiſung, wie eine Uhr zu gebrauchen.

(Zum Polterabend für meinen Bruder und ſeine Braut.)

Ihr Lieben, Jeder der da freit,
Kommt aus dem alten Gleiſe;
Wohl ihm! ſchickt er zu rechter Zeit
Sich in die neue Weiſe.

Drum möcht' ich gern Euch jungem Paar
Zwölf gute Sprüchlein ſagen,
Damit der Zeit Ihr nehmet wahr,
So oft die Stunden ſchlagen.

„Die Eins erinnr' Euch ſtets daran,
Daß Ihr Euch Wort gegeben:
Einträchtiglich, als Frau und Mann,
Beiſammen ſtets zu leben.

Wenn Zwei es ſchlägt, gedenket ſein,
Und küßt Euch mal einander:
Bisher war Jeder nur allein,
Doch nun ſeid Ihr ſelbander.

Bei Drei macht Euch im Eheſtand
Für jetzt kein Kopfzerbrechen,
Und laßt erſt noch ein Jahr ins Land,
Bevor wir weiter ſprechen.

Die Vier hingegen warnt gar ſehr
Vor Zwiſchenträgereien:
Laßt nur vier Augen, und nie mehr,
Sehn Eure Plänkeleien.

Die Fünf mahnt nochmals hinterdrein
An Eh'ſtands-Regenſchauer,
Und ſpricht: Laßt fünf gerade ſein,
So iſt's nicht lang von Dauer.

Wenn Sechs es ſchlägt, denn fall' Euch bei
Das Wort von den ſechs Tagen,
Daß Tändelſucht und Liebelei
Bei Euch nicht Wurzel ſchlagen.

Der nächſte Schlag der Stunde ſpricht
Gar ernſt zur Frau, der lieben:
Mach' Deinem Mann ein fromm Geſicht,
Sei keine böſe Sieben!

Habt Acht! ruft dann die Glocke laut
Am Abend wie am Morgen,
Daß fleißig Ihr zu Gott aufſchaut,
Und ihn allein laßt ſorgen.

Bei Neun gedenkt der Muſen Schaar;
Die Kunſt verſchönt das Leben.
O, geht des Sinn's für ſie nicht baar,
Gott hat auch ſie gegeben!

Doch gilt's, merkt wohl, vorſichtig ſein,
Wahrt Euch vor Überfüllung,
Und laßt die Zehn den Mahner ſein
Zu treuer Pflichterfüllung.

Hörſt, Bräutchen, drauf eilf Schläge Du,
Soll's Dich zur Küche weiſen,
Daß Du das Eſſen richteſt zu,
Um Deinen Mann zu ſpeiſen;

Denn wenn's erſt Zwölf geſchlagen hat,
Kommt er. Laß ihn nicht ſchmählen,
Und iß mit ihm, und ſeid Ihr ſatt:
Fangt an von vorn zu zählen!«

Der alte Leiermann.

In einer Stadt nicht weit von hier,
Kam einſt, ganz ungebeten,
Vor eines hohen Hauſes Thür
Ein Leiermann getreten.

Die Herrſchaft war auf's Land hinaus,
Den Bußtag dort zu feiern,
Drum hat er ſich die Freiheit aus,
Ein Stückchen herzuleiern.

Er trug ein wunderliches Kleid
Von ſo uraltem Schnitte,
Daß ihm die Köchin Adelheid
Gewährte ſeine Bitte.

Das Stubenmädchen Lydia
Saß eben am Klaviere,
Doch als ſie hörte, was geſchah,
Trat ſie mit in die Thüre.

Ihr Schatz, der Hausknecht Ferdinand,
Ließ gleichfalls die Guitarre,
Und ſelbſt der Laufburſch', Arthur, ſtand,
Im Munde die Cigarre.

Noch ſah der alte Leiermann
Sich einmal um im Kreiſe,
Dann hob er flugs zu drehen an,
Und ſummte dieſe Weiſe:

»O wohl dem Hauſe fort und fort,
Darin ein fromm Geſinde;
Da braucht der Herr kein hartes Wort,
Der Frauen Red' iſt linde.
Es heißt mit Recht:
Ein treuer Knecht,
Ein' fromme Magd ſind beide
Gott und der Menſchen Freude.

„Auch unſer Herr trug Knechtsgeſtalt,
Da er im Fleiſch erſchienen;
Hat ſich entäußert der Gewalt
Und ließ ihm ſelbſt nicht dienen.
O Knecht und Magd,
Bis unverzagt!
Nun kannſt dich nicht beſchweren,
Dein Stand iſt bracht zu Ehren.

„Drum dient, ihr Knechte, allezeit,
Ohn' Zorn und Widerſtreben,
In Demuth und Einfältigkeit
Den Herr'n, die Gott euch 'geben;
Daß Chriſti Lehr',
Je mehr und mehr
Der Wandel, den ihr führet,
In allen Stücken zieret.

„Ihr Mägde, blickt mit Furcht und Zucht
Auf eurer Frauen Hände.
Des Hauſes Beſtes all'zeit ſucht,
Und ſchafft eu'r Werk behende;
Doch blicket nicht,
Wie jetzt geſchicht,
In Stolz und Hoffart leider,
Auf eurer Frauen Kleider.

„Drei Dinge, wie die Bibel ſagt,
Sind's, die ein Land verderben;

Der eins iſt: »»Lüſtet einer Magd
Nach ihrer Frauen Erbe.«« —
Ach, dieſer Spruch
Erfüllt ſich g'nug,
An eitlem Prunk und Zieren,
So jetzt die Dirnen führen.

»»Auch ſieht ein Knecht bald ſtolz darein,««
Heißt's weiter bei den Alten,
»»Und will hernach ein Junker ſein,
Wird zärtlich er gehalten.««
Gott ſei's geklagt,
Was hier geſagt,
Man muß es täglich ſehen,
Wie ſich die Knechte blähen.

»O Knecht und Magd, o Hausgeſind',
Laß ab von ſtolzem Sinnen!
Weil nie ein gutes End' gewinnt
Solch hochgemuth Beginnen.« — — —

Hier hat der Köchin es beliebt,
Den Leiermann zu ſtören —
Wenn etwa Einer ſich betrübt,
Daß er nicht mehr ſoll hören.

Sie ſprach: »Ich denke, was er kann;
Er iſt ein alter Schreier!

Bring' er ſein Lied wo anders an!«
Und gab ihm einen Dreier.

Der Alte drauf: »Ich bitt' euch ſehr,
Wollt nicht ſo kärglich meſſen.
Ich wandre heut' ſchon viel umher,
Und bin noch ungegeſſen!«

Doch Arthur fiel ihm ſchnell in's Wort:
»So ſuch' dir beſſ're Weiſen!
Bei dem Lied wirſt du fort und fort
Als Hungerleider reiſen.«

Und Ferdinand brummt' alſogleich:
»Mußt' uns der Plärrhans ſtören!
Solch altes, abgedroſchnes Zeug
Kann in der Kirch' ich hören.«

Das Stubenmädchen lachte auch:
»Der Spaß iſt noch zu theuer!
Ein Pfennig nur iſt Kirchenbrauch,
Drum bleib' es bei dem Dreier.«

Ein Geſpräch im Poſtwagen.

„Sind Sie auch zur Gewerbeausſtellung in ††† geweſen?“ frug ein dicker Herr in dem großen, ſechsſitzigen Poſtwagen den jungen Mann ihm gegenüber.

„„Ich bin dort anſäßig,““ war die Antwort, „„und erſt heute Morgen abgereiſt.““

„Ach ſo,“ meinte der Dicke gähnend, „das iſt etwas anderes. Sonſt kann man auf dieſer Tour jetzt drei gegen eins wetten, daß von den ab- und zureiſenden Fremden über die Hälfte blos um der Gewerbeausſtellung willen ſich in Bewegung geſetzt hat.“

„„Und Sie gehören gewiß mit zu dieſer Hälfte?““ erwiederte freundlich der Angeredete.

„Ich muß wohl ja ſagen,“ gab Jener trocken zurück, „obſchon ich mir die Sachen nur ſo beiläufig angeſehen habe, denn der eigentliche Zweck meiner Reiſe war, meinen Sohn hier neben mir auf die Gewerbeſchule zu bringen.“

„„Die Ausſtellung ſcheint Sie nicht ſonderlich zufrieden geſtellt zu haben?““ frug der junge Mann weiter.

„Ich weiß nicht, was die Leute wollen," entgegnete der Andere verdrießlich. „Ich kann den allgemeinen Jubel nicht theilen! Es steckt viel Gefährliches in solchem Treiben. Aber das kommt alles von unsern neumodischen Weltbeglückern her. Ich habe mich schon auf der Gewerbeschule geärgert, denn ich fand viel zu viel Kinder dort, denen die Alten einmal keinen Pfifferling mitgeben können! — Was soll daraus werden? Da schwatzen die Federhelden von wissenschaftlicher Ausbildung, von chemischen Kenntnissen, von Aufmunterung und dergl. mehr, was dem Handwerkerstande noth thäte. Alles wo's hingehört! Gescheidte Leute haben wir genug. Geld brauchen wir. Ich bin Stärkefabrikant und in meiner Fabrik können Sie ein halb Hundert Leute herum laufen sehen, kluge und dumme, wie ich sie gerade gebrauche, aber 2 kluge neben 18 mit hausbackenem Verstande sind satt und genug. Man macht mir jetzt das Volk zu klug, und das taugt in vielen Stücken nicht. Ein Kutschpferd paßt nicht in den Karren."

Während dieser Rede drückte sich in dem Gesichte des jungen Mannes zuerst getäuschte Erwartung, dann tiefe Verachtung aus, und als sie beendet war, bemerkte er schneidend kalt: „„Brechen wir unser Gespräch ab, Herr Fabrikant. Unsere Ansichten sind so grundverschieden, daß an eine Einigung nicht zu denken ist, und mir ist ganz klar geworden, daß Sie völlig unfähig sind, das zu

begreifen, was ich und Andere mit mir in dieſer Ausſtellung finden.““

„Auch ich muß mich beſtimmt gegen die Anſichten des Herrn Fabrikanten ausſprechen,“ bemerkte jetzt ernſt ein in der andern Wagenecke ſitzender etwas ältlicher Herr, und ſich zu dem Jüngern wendend fuhr er fort: „Auf mich hat die Gewerbeausſtellung einen ſehr günſtigen Eindruck gemacht, und ich begrüße ſie mit Ihnen als ein höchſt erfreuliches Zeichen unſerer Zeit.“

Freudig reichte dem Sprecher der junge Mann, den wir der Kürze wegen künftig A. nennen wollen, wie wir ſeinem neuen Freunde den Namen B. geben, die Hand. „„Schön,““ rief er dazu, „„daß wir ein Stück Weges miteinander fahren. Sind Sie lange in ††† anweſend geweſen?““

B. Nur drei Tage; aber ich habe an keinem verfehlt, einige Stunden in den Ausſtellungsſälen zuzubringen.

„Da thut's mir faſt leid,“ rief jetzt der Dicke mit gemeinem Lachen dazwiſchen, während der Wagen vor einem Gaſthof an der Chauſſee anhielt, „daß ich von dieſem Geſpräche nicht mit profitiren kann, aber mein Etabliſſement liegt eine Stunde ſeitwärts, und meine Pferde erwarten mich hier. Wünſche viel Vergnügen, meine Herren!“ Damit war er zum Wagen hinaus. Seinem ehemaligen Nachbar merkte man's am Geſicht an, daß er ihm

gern noch eine ſpitze Bemerkung nachgeſchickt hätte, aber unſer Freund B. fiel ihm ins Wort:

B. Laſſen Sie den Mann ziehen! Er iſt mehr zu beklagen, als zu beneiden. Sein Thalerſack iſt ihm ja nur ein Strick, der ihn um ſo feſter hält in ſeiner Thorheit.

A. Und ſolch ein niedriger, gemeiner Wicht hat funfzig vernünftige Menſchen unter ſich, die vielleicht alleſammt beſſer ſind, als er. O, ungleiche, unbillige Vertheilung der Güter! Zu was iſt ſolch ein Dummkopf auf der Welt?

B. (freundlich) Für uns hat er zunächſt ein Geſpräch auf die Bahn gebracht, auf das ich mich ſchon im Voraus freue.

A. Allemal, wenn mir ſolch ein miſerabler Kerl in den Weg kommt, läuft mir die Galle über. Alles Unheil in der Welt kommt von der ungleichen Vertheilung des Geldes und Gutes her. Mir fällt da ein ſchöner Gedanke bei, den ich neulich in einem witzigen Schriftchen fand. „Das Geld," hieß es, „iſt das Blut des modernen Staates. Häuft es ſich irgendwo zu ſtark an, ſo kränkelt er, und ſucht er ſich nicht durch Bewegung in freier Luft zu kuriren, ſo müſſen Blutegel angeſetzt werden. Ja, zuletzt hilft nur ein vollſtändiger Aderlaß.

B. Das klingt ja ganz communiſtiſch.

A. Mag es klingen, aber ſeinen guten Grund hat es. Und gerade nach dieſer Seite hat die Ge-

werbeausſtellung ihre tiefe Bedeutung. Sie iſt ein großer Schritt zur Ausſöhnung der Stände, zur Vernichtung gemeiner Vorurtheile.

B. Darin ſtimme ich Ihnen bei, und ſolche Ausgleichung thut uns auch noth. Kein Stand liegt gegenwärtig mehr danieder, als der der Handwerker.

A. Doch er zuerſt fängt an die Schranken zu durchbrechen, ſich frei zu machen von allem beengenden Zunft- und Zopfweſen; aber leider findet er um ſich herum noch ſo viel Vorurtheile und Lächerlichkeiten, ſo viel Hemmungen und Hinderniſſe. — —

B. Halt Freund! Wir meinen, merke ich, mit jener Ausgleichung zwei ganz verſchiedene Dinge.

A. Ich meine, in ſolchen Ausſtellungen entfalten Handel und Gewerbe jetzt ihre ganze Macht. Ich kann es mir denken, wie ſich dabei dem vornehmen Nichtsthuer das ſchreckliche Gefühl der Überzeugung aufdrängen muß, unnütz in dieſer Welt zu ſein.

B. Warum gerade dem vornehmen und nicht überhaupt jedem Nichtsthuer?

A. Ich ſage, die vornehmen Nichtsthuer, weil faſt alle Vornehmen ſolche ſind.

B. Das dürfte Ihnen ſchwer zu beweiſen werden. Finden wir nicht gerade in den untern und mittleren Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft eine Menge beſitzloſer Menſchen, die an einer wah-

ren Arbeitsscheu leiden, ſich in einem unſteten, wüſten Weſen umhertreiben, und ohne beſtimmten Lebenszweck und Beruf an Geiſt und Körper verloddern. Ich denke hier nicht blos an unſre Bummler und Sonnenbrüder an den Straßenecken, ſondern in aufſteigender Linie an ein ganzes Geſchlecht überflüſſiger Mäkler und Zwiſchenhändler, an Spieler und Kuppler, an den Schwarm verkommener Schriftſteller und Zeitungscorreſpondenten, um Ihnen zu beweiſen, daß jene Verloddrung unſere Stände am meiſten trifft.

A. Und wenn ich Ihnen auch dies zugeben muß, behaupte ich doch, ſelbſt auf die Gefahr von Ihnen für einen Communiſten gehalten zu werden, daß die höhern Stände größtentheils allein ſchuld an dieſen Uebelſtänden ſind. Ich ſage noch einmal, der Unterſchied der Stände und die ungleiche Vertheilung des Geldes ſind die beiden Hauptquellen aller Mißverhältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft.

B. Wie ungerecht Sie urtheilen! Sie häufen alles Unrecht, alle Bedrückung, alle Schuld auf die eine über Ihnen ſtehende Klaſſe der Geſellſchaft, und geben der andern den Heiligenſchein eines völligen Märtyrerthums. Ihre Anſichten ſind weder gerecht noch wahr, und eben deshalb auch nicht chriſtlich. Die Quelle alles Unheils und aller Mißverhältniſſe iſt und bleibt die Sünde, die Sünde, welche durch alle Klaſſen der menſchlichen Geſell-

ſchaft geht. Da haben Sie mit dürren Worten meine Ueberzeugung.

A. Wiſſen Sie, daß wenn meine Anſichten Ihnen communiſtiſch ſcheinen, mir die Ihrigen dagegen pietiſtiſch vorkommen.

B. Wohl, laſſen Sie uns einmal dieſe beiden Richtungen vertreten. Ich unterlaſſe, vorher auseinanderzuſetzen, daß der eigentliche Pietismus eine wirklich falſche Richtung in der Kirche iſt, ſondern vertrete jetzt die Ueberzeugung der bibelgläubigen Chriſten, denen gewöhnlich dieſer Name beigelegt wird. Sie läugnen doch überhaupt das Daſein der Sünde nicht? Nur ein geiſtig Blinder könnte es.

A. Doch über Entſtehung, Ausdehnung und Zurechnung der Sünde dürften wir verſchiedener Meinung ſein.

B. Genug, die Sünde iſt da, iſt der Leute Verderben, und der Zweck unſeres Erdenlebens iſt der, daß der Menſch frei werde von der Herrſchaft der Sünde.

A. Zugegeben, zugegeben — doch, um's Himmels willen, ganz abgeſehen von unſern religiöſen Anſichten, wie kann es nur Einem beikommen, die ſchreienden Ungerechtigkeiten vertheidigen zu wollen, welche uns in unſern gegenwärtigen Verhältniſſen bei jedem Blick entgegenſtoßen. Wie rechtfertigen Sie das Daſein einer ſolchen Peſtbeule, wie dieſer Stärkefabrikant, der uns eben verlaſſen hat.

Leute Ihrer Farbe berufen ſich immer auf die Bibel. Wo ſteht denn geſchrieben, daß Gott haben will, ein Menſch ſoll im Ueberfluſſe ſchwelgen, während der andere darben muß? Ihr Gott iſt ein ungerechter, parteiiſcher Gott!

B. Von Herren und Knechten, ſowie von Armen und Reichen ſteht allerdings in der Bibel und ſie ſagt nirgends, daß dieſe Verhältniſſe ſchon hier auf Erden aufgehoben werden ſollen. Doch verſtehen Sie mich nicht falſch. Wir ſagen nicht, daß Gott von Anfang an die Menſchen alſo geſchaffen, ſondern nur, daß er in ſeiner Weisheit den Unterſchied der Stände und des Vermögens zugelaſſen und geordnet hat, zum Segen für die ſündige, abgefallene Menſchheit. Jeder Stand hat ſeine beſondern Verſuchungen, wie ſeinen beſondern Segen, und das iſt eben die Weisheit Gottes, daß er Schranken gezogen hat, um die beſondern Sünden nicht ſo leicht zu allgemeinen werden zu laſſen. So theilte er die Menſchen in Stämme und Völker, trennte ſie äußerlich durch Gebirge und Flüſſe, innerlich durch Sprache und Sitte, und ſo theilt er die Völker wieder in verſchiedene Stände. Wo dieſe Schranken gewaltſam durchbrochen werden, zieht dies faſt immer die traurigſten Folgen nach ſich. Was hat uns die Franzoſenſucht einer frühern Zeit vorherrſchender gebracht, als die franzöſiſche Leichtfertigkeit, Unglauben, Prunkſucht und Entſittlichung. Und was

haben die untern Klaſſen gewonnen, ſeit ſie mit Gewalt in die Moden, Sitten und Bedürfniſſe der höhern Klaſſen hinaufgeſchraubt werden? Sie verſchlingen den Speichel, den jene auswerfen, um ihn für die unter ihnen Stehenden wiederum als Lockſpeiſe auszuſpeien.

A. So vertheidigen Sie wohl gar das Kaſtenweſen der Hindu's?

B. Keineswegs, aber der Unterſchied der Stände ſcheint mir bei der Entwickelung eines jeden Volkes in der Natur bedingt zu ſein. So lange es mehr und weniger begabte Menſchen giebt, wird ſich immer einer vor dem andern hervorthun, einer den andern beherrſchen, leiblich oder geiſtig. — —

A. Sie ſchlagen ſich zum Glück mit Ihren eigenen Waffen. Wenn nur der herrſchen, nur der über dem Andern ſtehen ſoll, der ihn körperlich oder geiſtig überragt, ſo bin ich's zufrieden. Wie kommen Sie aber dann mit unſerm Adel zurecht, der forterbt von dem Vater auf den Sohn, ohne zu fragen, ob dieſer Sohn ein Taugenichts oder ein braver Mann, ein Dummkopf oder ein Genie iſt?

B. Wie Sie die Begriffe verwirren? Jeder körperlich oder geiſtig bevorzugte Menſch beherrſcht ja, trotz des Unterſchiedes der Stände, fortwährend ſeine Umgebung. Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Vor dem Richterſtuhle Ihrer Vernunft wäre alſo nur der Verdienſtadel gerechtfertigt?

A. Allerdings, und ich möchte wissen, wie Sie den Erbadel vertheidigen wollen?

B. Einfach damit, daß jeder Sohn doch wirklich etwas von seinem Vater erben muß, daß Name und Stand ebensowohl ein Besitz sind, als Geld und Gut, und daß also mit demselben Rechte, nach welchem ein Bauer seinem Sohne, und nicht seinem Knechte, auch wenn derselbe fähiger wäre, als der Sohn, sein Bauergut hinterläßt, auch des Edelmannes Kindern der Besitz des Vaters zu gute kommen muß.

A. Geld, überhaupt alles Vermögen, kann Jeder besitzen, aber nicht Ehre. Wie kann ich Den ehren, der keine Ehre verdient.

B. Sie ehren ja dann nicht die Person, sondern nur die Stellung, die sie einnimmt. Uebrigens thäten Sie mit Ihren Ansichten vom Verdienstadel Ihrem eigenen Stande das bitterste Unrecht.

A. Wie so?

B. Soll Jeder, der sich auf irgend eine Art hervorthut, systematisch höher befördert, zuletzt geadelt werden, dann theilen Sie die Menschen nicht mehr in Stände, von denen jeder gleiche Berechtigung hat, sondern in wirkliche Klassen. Dann wäre etwa der Bauernstand die niedrigste Klasse, die die unfähigsten Leute in sich begreift; dann müßten sich die Bauern und Bürger schämen, wie große Schulknaben, die noch in der dritten

oder vierten Klasse sitzen. Verunehren Sie auf diese Weise nicht Ihren eignen Stand?

A. Das ist eine eigenthümliche Anschauungsweise, die mich fast überrascht. — —

B. Dabei haben wir noch nicht in Betracht gezogen, wie dann die Belohnung und Anerkennung des Verdienstes lediglich in die Einsicht, oft genug wohl auch in die Willkür, gleichviel eines oder einiger Menschen gesetzt wäre. Wie viel Verkennung und ungerechte Bevorzugung würde da erst stattfinden. Ist nicht oft gerade das wahre Verdienst still und verborgen vor aller Menschen Augen? Was oft wie wirklicher Werth gleißt, ist im Grunde nichts als Schein und Heuchelei.

A. Das Letztere möchte ich Ihnen noch am ersten zugeben.

B. Nun wohl, ist es darum nicht viel besser, daß Gott nach freier, verborgener Weisheit Jeden in seinem Stande geboren werden läßt, daß Jeder ein Recht, eine Anwartschaft auf einen Stand schon mitbringt, daß Jeder sagen muß, aus Gnaden bin ich, das ich bin? Das „von Gottes Gnaden" ist der schönste Edelstein in der Königskrone, aber dieser Schmuck fehlt selbst dem Bauernkittel nicht. Jeder Stand ist ehrenvoll; aber Gott stellt den Einen auf einen hohen Berg, daß er auf das Land, und das Land auf ihn schauen soll, der Andere schafft im verborgenen Thale am Fuß des Berges still und ungesehen sich einen Garten Got-

tes. In jedem Stande sind Gute und Böse mit einander gemischt, wie Unkraut unter jeder Saat wächst, und wahrlich! wir können hier den höhern Ständen keinen besondern Vorwurf machen. Ueberdies sind die einzelnen Stände ja nicht vermauert, wie die Kasten bei den Hindu's. Das wirkliche Genie durchbricht immer die hemmenden Schranken. Aber Jeder sollte, zufrieden mit dem Stande, in welchen ihn Gott gesetzt hat, demselben Ehre zu machen suchen, nicht aber mit neidischen Augen auf die vermeintlichen Vorzüge des höhern Standes sehen und darüber das vergessen, was ihm der seinige bietet. Und dann, wie gehen alle Stände so schön in dem Christenstande auf! Da finden wir uns Alle zusammen, da ist weder Herr noch Knecht, denn Christus der Herr aller Herren ward ein Knecht um unsertwillen. Damit hat er den niedrigsten Stand geadelt und den höchsten mit Banden der Liebe geknechtet.

A. Mit diesen Ansichten können Sie heut zu Tage Ihr Glück machen! Aber sehen wir doch das Leben an, wie es ist. Wollen Sie etwa auch das Zopfwesen, die Albernheiten und Lächerlichkeiten vertheidigen, von denen es in den höhern Regionen des geselligen Lebens wimmelt? Oder hat nach ihren Ansichten der Ober-Ceremonienmeister an einem Hofe vielleicht auch ein ehrenwerthes und ganz nothwendiges Amt?

B. Warum nicht?

A. Da haben wir es! Will das etwa Ihr Gott auch haben?

B. Sehen Sie da den Bettelknaben, der neben dem Wagen herläuft. Er schneuzt ſich eben die Naſe auf die allernatürlichſte Art von der Welt, mit den Fingern der rechten Hand. Sie müſſen wenigſtens zugeben, daß dies Verfahren viel einfacher iſt und weit ſchneller zum Ziele führt, als wenn wir ein Tuch hervorziehen und dann ſorgfältig wieder in die Taſche ſtecken.

A. Was ſoll das hierher?

B. Oder ſehen Sie dort den Knecht, der hinter ſeinem Pflug hergeht. Es iſt ihm zu heiß, er hat ſeinen Rock ausgezogen und das Halstuch abgebunden. Sehen Sie, er iſt in dieſen Stücken völlig frei und unabhängig, trotz dem, daß er nur gemeiner Knecht iſt. Ich denke mir, und wenn es noch ſo drückend heiß wäre, würden Sie bei aller Ihrer Freiſinnigkeit ſchwerlich ohne Rock durch die Straßen gehen, obſchon es Ihnen manchmal ganz angenehm ſein würde.

A. Jetzt merke ich, wo Sie hinaus wollen.

B. Geſtehen Sie, daß zwiſchen Ihrer Lebensweiſe und der dieſes Knechtes ein eben ſo großer Unterſchied iſt, als zwiſchen einem gräflichen Haushalt und Ihrer beſcheidenen Einrichtung.

A. Aber ich möchte eben zur Ausgleichung den Grafen mehr herunter und den Knecht mehr herauf haben.

B. Wiſſen Sie, daß Sie wirklich glücklicher ſind, als dieſer Knecht, oder vielmehr, halten Sie bei ſeiner Lebensweiſe kein wahres Glück für möglich?

A. Das iſt wieder eine Querfrage. Bleiben wir bei unſerm Thema. Statt des biedern Händedrucks müſſen ſich die Lippen bis zum Saume des Kleides erniedrigen. Denken Sie an Viſitenkarten, die mit der Staats-Equipage vorgefahren werden, an Schleppenträger und dergleichen Unſinn mehr, und ſagen Sie mir dann Ihre Rechtfertigung dazu.

B. Rechnen Sie denn alles dies zu Vorzügen der höhern Stände?

A. Wenigſtens wollen ſie damit beweiſen, daß ſie vor den andern etwas voraus haben.

B. Das haben ſie ja auch wirklich, und ſie brauchen damit nicht mehr, als Sie mit den Vorzügen, die Sie vor jenem Knecht voraus haben. So wenig Sie aus Zartgefühl einen groben Kittel anziehen werden, um mit Ihrer beſſern Kleidung der ärmſten Klaſſe kein Aergerniß zu geben, eben ſo wenig können Sie von den über Ihnen Stehenden verlangen, daß ſie, aus Schonung für Sie, ſich nach Ihrer Lebensweiſe einrichten ſollen.

A. Aber doch müſſen Sie zugeben, daß unſere bürgerlichen Sitten und Gebräuche viel vernünftiger ſind.

B. Sie müſſen dieſen Verhältniſſen von einer ganz andern Seite ins Geſicht ſehen. Ich rechne alle ſolche vermeintlichen Vorzüge unbedingt zu einer

Laſt, die der höhere Stand mit ſich bringt, und meine, je höher der Stand, um ſo größer muß auch die Laſt ſein. Darin liegt ebenfalls die verborgene Weisheit Gottes. Mich kann ein König wahrhaft dauern, wenn ich ſehe, wie er faſt keine ruhige Stunde für ſich hat, und dies Gebundenſein von der Macht der Sitte ſinkt ſich nun vom König abwärts nur allmälig ab, hat vielleicht im Bürgerſtand ſeine glückliche Mitte erreicht, und geht in den unterſten Schichten allerdings zum Theil in Rohheit über. Wir hätten alſo am wenigſten Urſache, uns zu beklagen. Darum blicken wir nicht ſcheelaugig und mißgünſtig über uns! Unterwärts laſſen Sie uns ſehen, wie wir der Verwahrloſung und Verkümmerung unter den niedern Klaſſen wehren können, das thut noth, und dazu haben wir Beruf.

A. Da kommen wir auf den andern Vorwurf, den ich unſern gegenwärtigen Verhältniſſen mache. Wir werden nicht eher beſſere Zeiten ſehen, bis dieſe ungleiche Vertheilung des Geldes, die faſt die Hälfte der Menſchen zur bitterſten Armuth verdammt, aufgehoben iſt.

B. Durch gewaltſame Mittel, wie Sie vorhin vorſchlugen, durch Blutegel und Aderlaß am Körper der menſchlichen Geſellſchaft?

A. Wenn nicht abzuſehen iſt, wie gelindere Mittel zu gleichem Ziele führen ſollen, — —

B. Lieber Freund, bedenken Sie doch einmal recht, was Sie fordern. Der Geiſt der Liebe wird jetzt ſo viel im Munde geführt, und gewiß meinen Sie, er leuchte auch aus Ihrem Vorſchlage heraus. Aber findet denn nicht eben die brüderliche Liebe ihren Grund und Urſprung in dem Mein und Dein, dem Arm und Reich, dem Hoch und Niedrig, dem Gelehrt und Ungelehrt. Daß ich etwas habe, was der Andere nicht beſitzt, und umgekehrt, darin liegt ja eben die Forderung, oder vielmehr mein ſchönes Anrecht, bei dem Andern das zu ergänzen, was ihm fehlt. Dieſe brüderliche Liebe, die freieſte Regung, die es giebt, heben Sie ja völlig auf, erdrücken und tödten ſie, wenn Sie das erzwingen wollen, was eben nur in dem Freiwilligen beſteht.

A. Leider ſind aber ſolche Freiwillige ſehr ſelten. Eine ſolche Liebe iſt nicht in der Geſammtheit vorhanden, und Abhülfe muß geſchehen.

B. Nun dann iſt ja doch aber der einzig richtige Weg der, daß dieſe Liebe geweckt, genährt und gepflegt wird, denn die koſtbaren Früchte, die die Liebe treibt, laſſen ſich ſo wenig gewaltſam erzwingen, als die natürliche Frucht an einem Baume im Winter reifen kann.

A. Sie berufen ſich immer auf die Bibel und doch hieß es von den erſten Chriſten: „Sie hielten alle Güter mit einander gemein.“

B. Hier haben Sie den bündigſten Beweis gegen Ihre Anſicht. Selbſt bei den erſten Chriſten in Jeruſalem ließ ſich die Gütergemeinſchaft auf die Dauer nicht halten, und doch waren dieſe Leute ein Herz und eine Seele, eines Glaubens und einer Liebe. — — —

A. Erlauben Sie, daß ich Ihre Gedankenfolge hier einmal unterbreche und einen Sprung bis zu dem Anfangspunkte unſeres Geſpräches zurückmache. Wir reden doch eigentlich über die Gewerbeausſtellung. Sie ſagen, daß Sie das ins Leben treten derſelben mit Freude begrüßen, und disputiren mir dabei alle Vortheile ab, die ich in derſelben zu finden glaube. Ich dächte, daß nach Ihren Anſichten gar keine erfreuliche Seite an ſolchen Ausſtellungen mehr übrig bliebe.

B. O Freund, wie ſehr irren Sie ſich da.

A. Nun ſo benutzen Sie die wenige Zeit, welche uns noch bleibt, bevor wir uns trennen müſſen, mir auch hierüber Ihre Anſichten mitzutheilen.

B. Dieſe Gewerbeausſtellungen können wirklich ein Schritt zur Ausſöhnung der Stände werden, denn namentlich der Stand der Gewerbetreibenden ſeufzt unter einer Zerriſſenheit, wie kein anderer, eben weil er das Bewußtſein als Stand verloren hat. Vom Zunftzwange befreit, hat er im falſchen Gebrauche dieſer Freiheit ſich ſelbſt faſt zu Grunde gerichtet. Seit es nicht mehr

der Geſchicklichkeit, der wirklichen Meiſterſchaft im Handwerk bedurfte, um ſelbſtſtändiges Mitglied dieſes Standes zu werden, war aller Pfuſcherei Thor und Thür geöffnet, alle Fächer wurden überfüllt, Verarmung nahm überhand, denn Einer drückte den Andern, und Unredlichkeit und Ungeſchick brachten den ganzen Stand immer mehr in Mißkredit. Darüber mußte er die Achtung vor ſich ſelbſt, und damit ſeine Zufriedenheit und ſein Glück verlieren, und deshalb ſieht er mit Neid und Mißgunſt auf alle andern Stände, deshalb findet der Communismus im Gewerbeſtande ſeine meiſten Anhänger. Darum halte ich es für einen Gewinn, wenn ſich die Gewerbetreibenden einmal wieder der alten Herrlichkeit ihres Standes bewußt werden, indem ſie den andern Ständen gegenüber als großer, ehrenwerther Verband erſcheinen. Das Streben derſelben, bisher nur auf Geldverdienſt und Uebervortheilung der Andern gerichtet, wird vielleicht einem edlern Ziele zugewendet werden, wenn Fleiß, Talent und Geſchicklichkeit wieder ihre verdiente Anerkennung finden. So könnten dieſe Gewerbeausſtellungen dazu beitragen, daß der bloße Beſitz, der Thalerſack, an Werth verlöre, daß die Tyrannei des Geldes in der Macht der öffentlichen Meinung einen Stoß erhielte, und ſchon dieſe eine Folge wäre von großem Segen — doch muß ich freilich ſagen, ſie könnten dazu beitragen, denn wir müſſen allerdings erſt abwarten, wie der große Körper

der Gewerbetreibenden dieſe glänzenden Vertretungen verarbeiten wird.

A. Ja, abwarten, abwarten! das iſt die Loſung der Herren von Ihrer Farbe, und Alles beim Alten laſſen, iſt ihr Feldgeſchrei. Das hört ſich Alles recht gut an, was Sie da ſprechen, und man kann die Hände dabei ruhig in den Schooß legen. Soll denn von unſerer Seite gar nichts geſchehen, ſollen wir müßig am Markte ſitzen und zuſchauen, wie nun eben die Dinge kommen?

B. Was geſchehen ſoll? O, viel, ſehr viel, und Jeder hat die Verpflichtung, thätig mitzuwirken nach dem Maaß ſeiner Gabe und ſeiner Kraft. Jeder ſoll die rechte Liebe beweiſen, damit die rechte Liebe in ſeiner Umgebung wieder geweckt und genährt werde, ſo viel an ihm iſt. Und hier iſt ein weites Feld der Thätigkeit, denn die ganze Welt iſt krank an Selbſtſucht und Eigennutz. Das gegenſeitige Vertrauen zwiſchen Fürſt und Volk, zwiſchen Herr und Diener iſt geſchwunden. Argwohn und Mißtrauen verbittern alle Verhältniſſe. Keine Treue, kein Glaube, keine Zufriedenheit iſt mehr im Volk und ſo nimmt Armuth und Noth überhand. — — — Sie ſagen, nach meinen Grundſätzen könne man die Hände müßig in den Schooß legen. — — Nun, ich bin Pächter hier in dem Städtchen vor uns, und weiß wohl, daß mir das Ruhmen kein nutze iſt, aber wenn Sie ſich einige

Tage hier aufhalten, ſo bitte ich darum, daß Sie mich beſuchen. Ich werde Ihnen dann zeigen, was mir meine Leute ſind, und werde auch mit Dank Vorſchläge zur Verbeſſerung ihrer Lage annehmen, aber es muß auch auf eine wirkliche Verbeſſerung hinauslaufen, und dieſe beſteht nicht im Umſturz aller gegebenen Verhältniſſe. Gott hat uns dieſelben von unſern Vätern überkommen laſſen; uns ſteht es nicht zu, ſie unbeſonnen einzureißen, ſondern vielmehr in denſelben alle Treue zu beweiſen. Wir ſollen allerdings fortbauen und das angefangene Werk weiter führen, aber jeder Fortſchritt muß an etwas Beſtehendes, geſchichtlich Gegebenes angeknüpft werden, wenn er kein Luftſchloß ſein ſoll. — Halten Sie mir noch ein Wort zu gute. Sie ſcheinen es ehrlich zu meinen. Laſſen Sie mit Ihrer Furcht vor dem Pietismus das eigentliche Chriſtenthum nicht bei Seite liegen. Sehen Sie demſelben mit einem neuen Ernſt ins Geſicht. Leſen Sie fleißig in der Bibel. Freund, der wahre Chriſt hat überall genug und iſt in allen Lagen zufrieden. Darum heißt es: „Es iſt ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt und läßt ſich begnügen.“ Glauben Sie mir, nur der arbeitet mit rechter Frucht an der Beſeitigung des Jammers in unſerm Volke, der ſelbſt einen gewiſſen Grund gefunden hat, und bei jeder Umänderung weder mehr gewinnen noch

verlieren kann. Und nun, ehe wir ſcheiden — — urtheilen Sie nicht wieder ſo leicht hin und vor Jedermanns Ohren über Dinge, die Sie noch nicht reiflich genug überlegt haben. Sie wiſſen nicht, was für eine Saat Sie ausſtreuen. Doch der Wagen hält. Leben Sie herzlich wohl, und wenn Sie können, ſo beſuchen Sie mich in meiner Wohnung.

Der Schulze Gottlieb an ſeinen Vetter Fabian im Pommerland,

über die Kunſt, Feſte zu feiern.

S., den 15. Januar 1846.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat meinem Herzen wohlgethan, wie ein friſcher Wind aus fernem Land, der die Luft ändert und um die Halmen ſpielt, daß ſie ſich aufrichten, dem nahen Regen entgegen; denn ich ſaß und grollte in meinem Herzen über das Treiben der Menſchen, über Adreſſen und Proteſte, über Rechthaberei und Liebloſigkeit und über den Zwiſt im eigenen Heerlager. Zwar war mir das Herz nicht entfallen, aber doch die Freude, und es wollten noch allerhand harte, biſſige Worte heraus. Der Blick aber in Euer friſches, fröhliches Volksleben hinein, hat mich andern Sinnes gemacht; denn ſo eine Zwei-Silbergroſchenfreude und hundert vergnügte Menſchen dazu, darüber bewegen ſich die Eingeweide in mir und ich vergeſſe eine ganze Welt voll Zeitungsräſonneur's und Bierhausklugmäuler.

Darum will ich die Mütze über den Kopf ziehen und mich in den Großvaterſtuhl ſetzen, und will Dir ſtille und zahm antworten.

Zuerſt müſſen wir darüber einig werden, was eigentlich zu einem Feſte gehört; denn ſo herrlich das Eure geweſen iſt, ſcheinſt Du doch nicht im Klaren zu ſein und feierſt die Feſte aus bloßem Inſtinkte mit. Das geht mir aus den Worten Deines Briefes hervor, in denen Du mich einen alten Praktikus und einen erfinderiſchen Kopf ſchiltſt und mir zutrauſt, ich könne Feſte machen, wie der Bäcker die Semmel. Ich ſage auch mit Claudius, Feſte dürfen in keiner wohleingerichteten Haushaltung fehlen, aber man kann ſie nicht erfinden, ſondern muß ſich von ihnen finden laſſen; hat nur Herz und Auge offen zu halten, um zur rechten Zeit zuzufahren.

Die erſte und unerläßlichſte Bedingung für jedes rechtſchaffene Feſt iſt, daß es nicht blau in die Luft hinein gefeiert wird, oder, wie die Gelehrten ſagen: **der hiſtoriſche Grund.** Zum Exempel, hieſige Domaine giebt jedem Knechte wöchentlich ein Mandel Käſe; von Michaelis bis Oſtern aber wird wegen der kurzen Tage ſeit alter Zeit der Veſperbrodkäſe abgebrochen, und dafür erhalten die Knechte jährlich einen Tanz und frei Bier. Dieſer Tanz heißt bis heutigen Tages der Käſetanz. Da iſt alſo der Käſe der hiſtoriſche

Grund, und wenn er nicht dabei wär', ſo wär's kein Feſt, ſondern blos ein ſchlechter Tanz. Die ganze Kunſt Feſte zu feiern, beſteht nun, was den hiſtoriſchen Grund anlangt, in der Auffaſſung, die Einer von der Hiſtorie hat. Wem in ſeinem Hauſe nur das ein Ereigniß iſt, wenn er etwa das große Loos gewinnt, der kann auch nur wenig Feſte feiern, oder eigentlich gar keine; denn weil er's zu wenig übt, überrumpelt ihn die Gelegenheit und er ſtellt ſich dazu an, wie der Eſel zum Lauteſchlagen. Wer aber den Spruch verſteht: „Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen," und wer da weiß, daß derſelbe wunderbare Gott, der einſt die Sonne ſtille ſtehen hieß, nicht verſchmäht hat, die in den Strom gefallene Axt durch dieſelbe Wunderkraft auf dem Waſſer ſchwimmen zu laſſen *), der findet Anlaß genug in jedem Jahre zu Feſten aller Art. Doch darf's damit nicht übertrieben werden, daß der Spruch ſein Recht behält: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten und im Schweiß deines Angeſichts dein Brod eſſen" — es ſei denn, daß es Einer bereits zu einer ſolchen Virtuoſität gebracht hätte, daß ihm jeder Feierabend zu einem Feſte wird.

Die zweite Bedingung zu einem wohleingerichteten Feſte iſt, daß es auf die rechte Weiſe gefeiert wird, oder **die entſprechende Form.**

*) 2 Kön. 6.

Wenn z. B. Einer, der einen großen Garten hinter dem Hause hat, jährlich ein Blüthenfest feiern will, so gehören dazu nicht Pauken und Trompeten, sondern etwa ein gedeckter Tisch unter dem Apfelbaum, süße Milch, frische Semmel und ein Lied, wie: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser schönen Sommerzeit;" oder, wenn Gevatter Warmholz jährlich am Martinstage mit seinen Kindern, (nunmehr allmälig mit seinen Enkeln), den Stoppelmärten begeht, das ist, die letzten Aepfel und Birnen von den Bäumen heruntersstoppelt, so holt er gewiß nicht dazu aus seinem Keller eine Flasche Wein, die vom letzten Dankfest darin liegen geblieben ist. Alles, wo's hingehört. Doch läßt sich hier keine bestimmte Regel aufstellen, es gehört dazu ein angeborner Takt, darum kann nicht Jeder ein Festordner sein. Ich habe zwar nichts gegen Euren Kaffee und Kuchen zu Königs Geburtstag, aber doch schreibst Du, daß Deine Frauensleute darüber gelacht hätten, und es verdrießt mich, daß Frauensleute darüber lachen sollen, wenn hundert und etliche frische, kernhafte Jünglinge das Geburtsfest unseres lieben Königs feierlich begehen, aber doch kann ich den Weibern darum nicht gram sein. Wo das Weibsvolk nicht mit dem Verstande hinreicht, da strecken sie die Fühlhörner aus und treffen doch den rechten Fleck; mögen's auch bei Euch herausgewittert haben, daß Ihr ihnen diesmal in's Handwerk gepfuscht habt.

Stelle nur einmal das: „Heil Dir im Siegerkranz" und die Kaffeekanne zuſammen, oder denk' an den Königlichen Herrn und an die jetzige ſchwere Zeit, ſchau' dann in die freien, muthigen Geſichter die langen Reihen hinab, daß Dir das Herz aufgeht, und ſich nun zu jedem ein dickgequollenes Stück Kuchen, das aus der Taſſe in den Mund ſoll. Wenn Du ſchreibſt, daß Ihr doch bis nach 12 Uhr fröhlich geweſen ſeid, ſo beweiſt das noch nichts. Es zeigt nur, daß Ihr ein vortreffliches Material habt, daß es aber noch beſſer hätte verwendet werden können. Wenn hundert und etliche deutſche, patriotiſche Jünglinge von 7 bis 12 Uhr beiſammen ſitzen, ſo kriegen ſie auch einen rechtſchaffenen, deutſchen Hunger, und darum gehört auch ein kerniges, deutſches Abendbrod nothwendig dazu, zumal da Ihr nun mit Eurem Feſte in der ganzen Welt herumgekommen ſeid. Habt Ihr die geiſtige Seite ſo hoch und herrlich begangen, ſo müſſet Ihr, falls es auf den Leib einmal mit abgeſehen iſt, auch deſſelben gebührend warten, ſonſt hat das Feſt keine völlig reine Reſonanz. Ein anderes iſt's, wenn gar nicht gegeſſen wird. Das ſteht nicht im Widerſpruch mit dem Anfange meines Brief's, wo ich von der Zwei-Silbergroſchenfreude ſpreche. Mit je weniger Koſten ſo etwas bewerkſtelligt wird, um ſo mehr lobe ich es, aber das Dekorum darf dabei doch nicht vernachläſſigt werden. Iſt's doch des lieben

Königs Geburtstag gewesen, da darf's einmal auf ein paar Silbergroschen nicht ankommen. Wenn Ihr bedenkt, was an dem Tage die andern Gesellen in ihren Kneipen durchbringen, ja was nur allein jedem die Tanzmusik kostet, so muß auch schlechterdings ein handfestes Abendessen aufgebracht werden können. Ich sage nicht, daß dabei getrunken werden soll. Bierkrüge gehören nicht auf den Tisch bei solcher Gelegenheit, allenfalls hinterher, und die Wasserflaschen stehn für jeden da, dem der Braten zu salzig ist. Ich danke aber Gott, daß Euer Gesellenleben nicht so durch Großthuerei, Hochmuth und äffische Nachahmungssucht hinaufgeschroben ist, daß Ihr etwa gar meinen könntet, es gehöre nun eben vor je zwei und zwei Couverts eine Weinflasche. Wenn indessen über die Herrlichkeit des Tages den Meistern und sonstigen Freunden und Gönnern des Vereins das Herz zu einem Griff in die Tasche aufginge, damit auch einmal angestoßen werden soll, so wär' das nur ein passendes Responsorium auf die lebendigen Ansprachen Eurer Festredner. Das sind so meine einfältigen Gedanken, die Du mir nicht für ungut nehmen mußt. Uebrigens grüß' den Verein von meinetwegen auf's Schönste und sag' den lieben Leuten, ich hätte mich in den König seine Seele hinein herzlich gefreut an dem Feste.

Ich komme nun zu dem dritten Erfordernisse. Das ist das **hochzeitliche Kleid**, die

Feststimmung, das fröhliche Herz, das jeder Theilnehmer mitbringen muß. Man könnte mir hier einwenden, dies hochzeitliche Kleid kann man aber nicht anziehen, wie einen Rock, es ist eine natürliche Gabe. Alles wahr, aber ich meine doch, es ist Jedem gegeben. In der Schrift steht für alle Menschen: „Freuet euch allewege und abermal sage ich euch, freuet euch" und das Schönste, was ein armes Menschenherz hat, ist, daß es sich freuen kann. Darum kann ich mir nicht denken, daß Gott die Rollen so ungleich vertheilt haben sollte. Jedes Geschöpf Gottes ist fröhlich nach seiner Art, aber freilich das schwermüthige Käuzlein anders, als die trillernde Lerche. Jenes blinzt die Augen zu, wenn die liebe Sonne scheint, aber doch bin ich so närrisch, zu glauben, daß es in der Dämmerung vor lauter inwendigem Wohlbehagen schreit, obgleich der Schrei jedem vernünftigen Menschen wie eine Wehklage vorkommt. Gerade so ist's bei den Menschen. Hier heißt's auch: Jeder nach seiner Natur. Vetter, wenn man die Menschen in Klassen theilen will, so möchte ich die eine, die mit dem nassen Vergnügen nennen. Es ist ein weinerliches Völkchen, das zu jeder Ergötzlichkeit nur auf nassen Straßen zieht. Sie wollen's freilich nicht zugeben, wenn man mit ihnen spricht, daß sie überhaupt ein Vergnügen haben, sondern sie klagen nur immer und ihre Augen sind wie die Strohdächer im Frühjahr, bei denen das Tröpfeln nicht aufhört; aber ohne daß sie es wissen, haben sie

eben in der Wehmuth ihr Element, in dem ihnen wohl iſt, wie dem Fiſch im Waſſer. Solche Menſchen laß ſtill ihren Gang gehen, Du änderſt ſie doch nicht. Gieb etwas weniger auf ihre Thränen, als auf die der andern Sorte und denke, es muß auch ſolche Käuze geben. Es ſind Perſonen, bei denen man zwar nicht weiß, was man mit ihnen auf einem Feſte anfangen ſoll, die aber auch in der Regel die Andern nicht ſtören. Wenn etwa Wein getrunken wird, denn der Wein hat die Eigenſchaft, daß er die Temperamente herausſtreibt, fangen ſie an, ſentimental zu werden und ihren Mund aufzuthun; aber ſie können ſich nicht eher beruhigen, als bis ſie irgend einen Anlaß von der Wand geleſen haben, an dem ſie ihr Bedürfniß ausweinen können. Dieſe Klaſſe erfindet ſelten neue Feſte, oder vielmehr nach meiner Auslegung, ihre Feſte fallen nicht mit denen der andern Menſchen auf einen Tag. Wo aber ein rechtes fröhliches Herz und hochzeitliches Kleid vorhanden iſt, da trifft Einer auch zur rechten Zeit den hiſtoriſchen Grund und hat das nöthige Geſchick, ſein Feſt in die entſprechende Form zu kleiden.

Das wäre nun etwa das Wiſſenſchaftliche von den Feſten, oder die **gelehrte Zergliederung**. Praktiſch zerfallen ſie nun in zwei Hauptklaſſen, allgemeine und beſondere Feſte.

Die allgemeinen theilen ſich in Chriſtliche, Vaterländiſche und Volksfeſte. An den Chriſtlichen freut ſich die ganze Chriſtenheit, an den Va-

terländiſchen das ganze Vaterland, an den Volksfeſten ein ganzes Dorf oder Stadt mit Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich. Zu den erſten gehört ein rechter Chriſt, zu den zweiten ein treuer Patriot, zu den dritten ein wirklicher Volksfreund, und wer alles dreies zuſammen iſt, kann die meiſten Feſte feiern. Weihnachten iſt ein Chriſtliches, Königs Geburtstag ein Vaterländiſches und Vogelſchießen ein Volksfeſt. Zu dem letzten kann aber heut zu Tage Einer, der alles dreies zuſammen iſt, doch oft nicht mehr gehen! Ich hätte gern ein beſſeres Feſt in dieſe Klaſſe geſetzt, konnte mich aber auf keins beſinnen, das macht, von dieſer dritten Art iſt uns am allermeiſten abhanden gekommen. Wenn unſer Volk einmal ſeinen alten Glauben wiederfindet, findet's wohl auch die rechten Feſte mit.

Die beſondern Feſte zerfallen in Familien-, Vereins- und Solo-Feſte. Die letztern feiert Jeder für ſich allein in ſeinem Herzen, wenn eben die Glocken drin läuten. Die Familienfeſte beſtehen aus Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen und was ein fleißiger Hauswirth etwa ſonſt noch für die Seinen zuſammenbringt. Das halbwüchſige Volk, von den ſogenannten Flegeljahren an, wo jeder Menſch zwei Hände und Füße zu viel hat und wenn man ihn anredet, nicht recht weiß, wo er dieſelben hinthun ſoll, bis in die Zwanziger hinein, ſpielt die überflüſſigſte Rolle dabei. Sie ſitzen zwiſchen Fell und Fleiſch. Aus den Kinderſchuhen

heraus, auf die sie nicht zurückblicken mögen, liegt ihnen doch die Hausväterlichkeit noch zu fern, als daß sie sich an die anlehnen könnten. Sie wissen nicht recht, was für ein Gesicht sie machen sollen, wenn sie sich in der Familie freuen müssen. Für diese Klasse sind die Vereinsfeste die anziehendsten. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Daher kommt unter dem jungen Volke der gewaltige Zug nach Herbergen, Spinnstuben, Kegelbahnen, Bällen, Kränzchen und wo sonst noch hin, und am liebsten ist's ihnen, wenn sie ganz unter sich sein können. Da aber, aus obenangeführten Gründen, das alles keine wirklichen Feste sind, weil historischer Grund, entsprechende Form und rechte Feststimmung fehlen, so halte ich es für einen wahren Gewinn, wo solchen jungen Leuten wirkliche Feste bereitet werden, und darum, wo ein Jünglingsverein auf solchem Grunde steht, wie der Eure, und solche Feste feiern kann, da muß auch ein alter Knaust, wie ich, wenn er nur davon hört, in seinem Herzen ein Solo-Fest nachfeiern.

Und damit soll's für diesmal genug sein. Nimm Dir das Beste heraus, grüß' die ganze Pommersche Freundschaft und behalte ferner lieb

Deinen
alten Freund mit jungem Herzen
Gottlieb Helfgern.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter, den Cantor,

über die Tauben.

St., den 13. Mai 1846.

Lieber Herr Vetter!

Die bestellten Tauben kannst Du in etwa vierzehn Tagen abholen lassen, denn bis dahin sind sie sicher flügge. Ich habe aber nur Seeschwalben, Mönche und Mohrenköpfe aufbringen können, denn die Tümmler und Elstertauben sind mir ausgegangen, oder vielmehr ausgeflogen und nicht wieder gekommen. Ich halte jetzt nichts mehr auf Farbentauben, sondern sehe nur danach, daß die Schläge mit den Feldflüchtern in gutem Stande bleiben — die bringen mir mehr ein.

Doch halt, das darf man ja jetzt gar nicht mehr laut werden lassen, wenn man ein rationeller Landwirth sein will, denn die ökonomischen Zeitschriften haben's ordentlich auf die armen Tauben abgesehen, und wenn der Bauer sich immer sogleich überführen ließ, hätte er nach manchem Artikel in denselben nichts Eiligeres zu thun, als allen seinen Tauben die Hälse umzudrehen. Führte doch

erſt neulich ein Herr ſeinen Beweis nach der Regel de tri und rechnete allen Ernſtes das Exempel aus: „So und ſo viel Tauben freſſen jährlich ſo und ſo viel Scheffel Ausſaat, ſo und ſo viel Scheffel Ausſaat geben ſo und ſo viel Ertrag — folglich thun ſo und ſo viel Tauben jährlich ſo und ſo viel Schaden.“ Ich hatte nicht übel Luſt dazwiſchen zu fahren und dem Rechenmeiſter zu entgegnen, daß trotz des Taubenfraßes, doch gar viele unſerer friſch beſäeten Felder dicker aufgehen, als ſie von Rechts wegen ſollten, und item, wer ſein Gerſtenſtück hüten läßt bis der Same beigefügt iſt, dem thun die Tauben auch keinen Schaden, denn bekanntlich ſcharren ſie nicht, wie die Hühner, und um die Körner, die ſie obenauf finden, iſt kein Schade. Außerdem leſen die Tauben noch jährlich eine Menge Unkrautſamen ab, wie die ausgenommenen Kröpfe der flüggen Jungen rechtskräftig beweiſen, und übrigens Hochgeehrteſter, wollt' ich ſagen, wenn Sie Ihren Anſatz ſo zu ſtellen beliebten: „Ein Berl. Scheffel Ausſaat giebt 10 Berl. Scheffel Ertrag ꝛc.“ und ohne weitere Zwiſchenfälle fortrechnen wollen, ſo wäre der allerbeſte Rath, Sie ſäeten auf den Morgen ſtatt 1½ Berl. Scheffel 10 Scheffel, denn Sie würden dann nach den Regeln der Arithmetik zweifelsohne 100 Berliner Scheffel Gerſte einernten, was etwas mehr iſt, als bei uns der Magdeburger Morgen Ausbeute zu geben pflegt.“

Aber, Vetter, ich habe den Zank unterbleiben laſſen; er kann zu nichts führen, und vielleicht komme ich auch nicht mit meiner Anſicht durch. Es mag ſein, Nutzen gegen Schaden gehalten, daß die Tauben nichts einbringen, und wo in einem Orte die Taubenzucht unmäßig überhand nimmt, da mag auch meinetwegen der Schaden den Nutzen noch überſteigen. Indeſſen, unſer eins hat den ganzen Sommer friſch Fleiſch, und wenn ich als Hausvater gebratene Tauben vorzulegen habe, ſo theilt ſich das am allerbeſten, darum bleibt's denn bei den Meiſten beim alten Schlendrian. Nichtsdeſtoweniger will ich hier im Volksblatte einmal eine Ehrenrettung der Tauben verſuchen, aber auf eine ganz aparte Manier.

Vetter, womit Einer umgeht, das hängt Einem an. Die Stallmagd ſchwatzt mit den Kühen, und der Knecht erzählt ſeinen Pferden, was er vorhat. Einem Bauer, und nicht blos einem der mit ſeiner Seele im Miſte ſtecken geblieben iſt, iſt ſein Vieh, ſo weit Einer an zeitlich Gut ſich hängen ſoll, ans Herz gewachſen, mehr noch als ein Stück Land; denn es ſteckt ein lebendiger Odem im Vieh, und es brüllt ihm entgegen, wenn es ſein Futter begehrt. Wenn darum ein Bauer in der Schrift lieſt, und das liebe Vieh wird erwähnt, ſo iſt's ihm, als träf' er alte Bekannte, und ſo ein Spruch zieht immer noch einmal ſo ſtark. Du brauchſt nicht zu lachen, denn oft genug wird uns das Vieh vorgehalten,

daß wir von ihm lernen ſollen. Nun aber findeſt Du in der Schrift unſer ſämmtliches Vieh uns vorgeſtellt, vom Pferd, Ochs, Eſel, Schaf, Schwein, bis auf den Hühnerhof, (die Henne mit den Küchlein), den Taubenpfeiler, ja bis auf den Bienenſtand herunter, jegliches mit ſeinem Lob oder Tadel. Du biſt doch auch Einer, der in der Schrift forſcht, ſo ſage mir nun, welches Vieh in ſeiner Art von der ganzen langen Reihe kommt in der Bibel am beſten weg?

Ohne Widerrede, Vetter, Schafe und Tauben kommen am beſten in der Schrift weg. Die Schafe bei Seite gelaſſen, wollen wir uns darauf einmal die Tauben anſehen.

Unſer Herr Chriſtus ſtellt ſie uns geradezu zum Muſter und ſpricht: »Seid ohne Falſch, wie die Tauben!« Als der Prophet Jeſaias im 60ſten Kapitel ſo überaus herrlich zu weiſſagen anhebt, daß alle Völker und alle Heiden herzukommen ſollen, daß über ihnen das Licht aufgehe, da verheißt er: »Sie ſollen fliegen, wie die Tauben zu ihren Fenſtern.« Ezechiel ſpricht von dem Volke, das Buße thut: »Sie girren wie die Tauben in den Gründen.« Im Hohenliede liebkoſt der himmliſche Bräutigam: »Eine iſt meine Taube.« Bei Noah iſt es wiederum die Taube, welche mit dem Oelzweige über den Waſſern der Sündfluth ſchwebt, und ſo noch viele andere Stellen, die Hauptſache nicht zu vergeſſen, daß Gott der heilige Geiſt gar

die Taube gewürdigt hat, unter ihrem Bildniß ſichtbarlich zu erſcheinen, ſo daß ſie ſeitdem in der ganzen Chriſtenheit ſein Zeichen und Merkmal geworden iſt.

Nathanael, wo die Schrift alſo zeuget, da mache ich vorerſt einen dicken Strich darunter und ſpreche in meinem Herzen: »Von ſolchem Vieh muß ich der Schrift zu Ehren etwas auf meinem Hofe halten, und wenn's mir nicht einen Pfennig Nutzen einbrächte.«

Es iſt wahr, Vetter, ein Klugmaul könnte hintreten und ſich wundern, warum der Herr Chriſtus auf die Tauben gefallen iſt, und könnte räſonniren und ſprechen: »Warum hat er uns nicht lieber einen Bienenſtock zum Exempel vorgemalt? Von dem hätten wir mehr lernen können! Welcher Fleiß, welche Ordnungsliebe findet ſich da! Von früh bis in die Nacht hinein ſind die Bienen thätig, und ſind geſchickte Baumeiſter, und nehmen das Gewiſſe für's Ungewiſſe, und ſind nachdenklich und vorſorglich für den langen Winter. Die dummen Tauben laſſen in der Ernte das ſchöne Korn umkommen und auswachſen, denn ſie können es nicht zwingen, und nagen im Winter am Hungertuche. Dabei ſind ſie furchtſam, wie kein ander Thier; laſſen ſich von dem Wiesel haufenweis hinwürgen, und ſogar von einem elenden Spatz aus dem Neſte jagen. Da lobe ich mir die Bienen, die ſammeln gar noch einen Ueberfluß, daß unſer einer davon

abkriegt. Ueberdies sind sie tapfer und wehren sich ihrer Haut, kämpfen auf Tod und Leben und vertheidigen ihren Bienenkorb, wie der General Chassée die Festung Antwerpen. So könnte Einer noch manches herfabeln, und Mancher könnte denken, das wäre sehr weiblich geschwatzt und sehr moralisch noch obendrein. Wenn aber solch ein Klugsprecher an die Schrift kommt, so wird er erst vollends den Kopf schütteln. Da werden die Bienen gerade gen mit den Feinden Christi verglichen. In den Psalmen klagt der Herr 118, V. 12: »Sie umgaben mich wie Bienen.« Jesaias nennt die Feinde Israels, die Assyrer, Bienen, die der Herr hat ins Land pfeifen lassen, und wiederum 5 Mos. 1, V. 44. werden die Amoriter also geheißen. Indessen nur ein neumodiger Heidenapostel kann sich von solcher Wahrnehmung verdrießen lassen, wer aber kaum ein Wörtlein begriffen hat von der heimlichen Weisheit des Herrn, der findet dies alles ganz in der Ordnung. Gerade die Sorglosigkeit der Tauben, das sich Freuen in der angenehmen Zeit, und das Betteln um die Brosamen, die von unsers Herr Gottes Tische fallen, wenn der Winterschnee die Felder deckt, das ist der Christen Art! Dahingegen der wuchterische Sorgengeist, der die Blume nicht sieht, sondern nur den Nutzen berechnet, den sie ihm bringen soll, der den Honig einträgt, aber nur um ihn aufzuspeichern und an dem Vorrathe seine Lust zu

sehen; der überall umherkriecht nach dem goldenen Mammon, dem schmierigen Wachse, der sein verwöhntes Herz damit beschwert, dem die magern Beine, bis er sich so vollgesackt und vollgestopft hat, daß der freie Flug nach oben gehemmt wird, und die Seele, dem Beine, kraftlos im Drecke kleben bleibt: das ist die wahre Heidenart. Und dann der Stachel, der Stachel, der böse Stachel bei den Bienen! Rächet euch selber nicht, meine Lieblinge! und so dich Jemand auf den einen Backen schlägt, dem biete den andern auch dar.

Zwar, und das betrübt mich manchmal recht, die Tauben vertragen sich nur gar nicht sonderlich unter einander. Von dem andern Federvieh, dem eitlen Truthahn, der albernen Gans, der unflätigen Ente, dem hitzköpfigen Hahnhahn, ja von dem Lumpenpack unter der Vogelschaft, der landstreicherischen Krähe und dem naseweisen Spatz, nehmen sie das Unrecht mit Geduldigkeit hin, aber unter sich selbst ist bei den Tauben kein einträchtiges Beisammenwohnen. Auf dem Dache sitzen sie recht friedlich zusammen, und wenn Du sie fütterst, zanken sie sich auch nicht und haben keinen Verdruß, aber schau nur in ihre Schläge und Löcher, wo sie brüten, da gönnt eine der andern den Platz nicht und beißt sie weg, daß Du oft Deinen schweren Aerger daran hast. — Lieber Himmel, und doch sind auch hierin die Tauben das treueste Bild von

der Christenheit. Wie geht's denn bei uns her? Ach leider ja, wir müssen uns schämen und unsere Angesichter verbergen und sagen, der Herr Christus hat's getroffen mit den Tauben. Wir Christen, und ich rede hier nur von denen, die ein Recht haben des Herrn Christus seine Haustauben zu heißen, wir Christen vertragen uns wohl auch im Ganzen und Allgemeinen, und gönnen uns unter einander das Futter, aber wenn wir nun weiter gehen, so sind da besondere Taubenpfeiler und Schläge und Höhlen, und Jeder hat wieder sein besonderes Nest, wo er sich festgesetzt hat, und von da aus hackt immer Einer auf den Andern los. Ach! das Beisammenwohnen in einem Geiste ist so schwer! Ich halte, es ist in der Christenheit Zank gewesen um die Lehre von der Apostel Zeiten an, und wird wohl Zank bleiben bis ans Ende der Tage, und ich habe nur den einen Trost, daß sich die Tauben doch nur mit Taubenschnäbeln beißen, und daß ein solcher keine Eierschale durchhackt, geschweige denn einen Hirnschädel. Bei den Bienen hingegen geht's mit dem Stachel gleich auf Leben und Tod. O du liebe Christenheit! wenn's denn einmal gestritten sein muß unter dir, so sorge nur wenigstens, daß es bei den Taubenschnäbeln bleibt, und fang's ja nicht mit Bienenstacheln an, nur nicht mit Bienenstacheln!

Doch, Vetter, wir wollen den Tauben noch mehr ablernen. Du bist ja auch ein Tauben-

züchter und merkst auf ihre Art. Sieh, jetzt ist's Sommer, da finden die Thierchen draußen ihr reichliches Futter, und sie schwärmen in's Feld, und bringen den Kropf voll herein und füttern ihre Jungen, und wissen's Dir keinen Dank, daß Du ihnen die Nester zugerichtet und den Schlag bast neu decken, und mit Nägelspitzen vor Marder und Wiesel verwahren lassen. Sie thun als kennten sie Dich nicht, sind scheu und schüchtern und fliegen fort, wenn Du ihnen nur irgend zu nahe kommst. Gerade so machen's wir Christen meist auch in der guten Zeit. Wir kennen unsern Herrn nicht! Aber Noth lehrt beten. — Wenn die Herbstbestellzeit vorüber ist, und die Körnlein draußen alle aufgezehrt sind, dann wird den Tauben ganz anders um's Herz, und wenn nun die ersten Schneeflecken fallen und bald das weiße Leichentuch die ganze Erde überdeckt, dann ist's aus mit ihrem Muth, und sie sitzen ganz schwermüthig auf dem Scheunendach und denken an die Fleischtöpfe Aegyptens. Was willst Du nun thun? Willst Du nun auch sprechen: „Ich kenne euch nicht!“ Nein, sondern Du nimmst die Metze zur Hand, und steigst auf Deinen Kornboden. Aber die Tauben haben noch kein Herz zu Dir. Du streust ihnen die Körner hin, aber sie kommen noch nicht herunter vom Dache, so lange Du dabei stehst. Sie fürchten sich noch vor Dir. Darum wirfst Du die Gerste wie von ohngefähr auf einen freien Fleck in den Hof, und kehrst Dich

und gehſt wieder hinein, daß die Tauben hinterher denken ſollen, ſie fänden die Körnlein por Zufall. Indeſſen in kurzer Zeit kommen ſie hinter den Caſus mit dem Zufall, und wenn Du mit der Metze auf den Hof trittſt, fliegen ſie ſchon hin und her vor Ungeduld, und bald genug kommen ſie in Deinem Beiſein herunter alleſammt, und hecken dicht aufeinander und ſchlagen mit den Flügeln vor Begier. Aber immer noch mußt Du ihnen das Korn fein ſauberlich und behutſam hinſtreuen, und wenn Du einmal einen Quergriff thuſt — — hurre! fliegt der ganze Schwarm in die Luft und wieder hinauf nach dem Dach, bis ſich die Blödigkeit allgemach ganz verliert, und Du es zuletzt ſo weit bringſt, daß Du die Tauben im Stall fütterſt, und daß ſie Dir die Körner aus der Hand picken. — Siehe, ſo macht es der Herr mit uns auch! Wo ein Herz girret in Angſt und Noth, da blickt's wohl auch erſt ſcheu um ſich und wähnt überall nur Feinde und Verderben zu ſehen. Aber der Herr ſtellt ſich hinter die Thür, und wirft uns Broſamlein in den Weg, daß wir ſie finden und meinen, es iſt ein Zufall geweſen, und ſo kirrt er uns allgemach und läßt uns die Hand ſehen, die unter die Gnadenkörner greift, bis wir ihn erkennen und zu ihm fliehen, wie die Tauben zu ihren Fenſtern, und aus ſeiner Hand nehmen Gnade um Gnade.

Und nun, Vetter, noch eine Schlußapplikation. Alſo ſollen wir es mit unſern Brüdern

und Schwestern auch machen, so sollen es namentlich die Prediger mit ihrem Taubenschwarm, der Gemeine machen. Zwar, ich weiß recht gut, einem ehrlichen Menschen überläuft manchmal die Galle, und wenn ich so heutigen Tages das Mengfutter mit der Religion ansehe, so ist's mir manchmal, als müßte ich mit der Radehacke dreinschlagen — aber: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen. Ephraim ist einmal, wie der Prophet Hosea am 7ten sagt, wie eine verlockte Taube, die nichts merken will, darum müssen wir mit ihnen umgehen, wie mit den Tauben vor Winters.

Das wäre nun so ein Stück Auslegung von dem Taubenterte in der Schrift, und ich sage noch einmal, um solcher Predigt willen sollen auf meinem Hofe Tauben bleiben, so lange ich lebe. Ich hätte Dir gern noch mehr geschrieben, namentlich auch vom andern Vieh, damit das ebenfalls zu seinen Ehren käme, aber für heute mag's genug sein. Vielleicht ein andermal mehr. Grüß' Deine Frau und behalte lieb

Deinen ꝛc.

Beſänftigung.

Sei ſtill, du ungeſtümes Herz
Und poche nicht ſo laut!
Nicht um dich her, nein himmelwärts
Mit feſtem Blick geſchaut!
Iſt's um dich her gleich trübe,
Die Wolken müſſen fliehn:
Gott iſt die ew'ge Liebe,
Vertraue nur auf ihn!

Drum tritt heraus, du armes Herz,
Aus deiner Furcht und Angſt.
Iſt doch der Himmel nicht von Erz!
Was iſt's, daß du erbangſt?
O, tritt in Gottes Willen,
Hinein in ſeinen Rath,
Das wird ſchon wieder ſtillen
Was dich bekümmert hat.

Und wende, mein verzagtes Herz,
Nicht vorwärts nur den Blick,
Schau doch einmal auch hinterwärts
Auf deinen Weg zurück;

Durch wie viel Noth und Plagen
Dein treuer Heiland dich
Mit ſtarkem Arm getragen,
So oft ſchon väterlich.

Nun dieſes Herrn allmächt'ge Hand,
Sie wird auch jetzt nicht ruhn,
Und wenn ſich Alles abgewandt,
So wird ſie's doch nicht thun.
Kannſt du auch noch nicht ſehen,
Was ſie jetzt an dir ſchafft,
Bald wird die Nacht vergehen
Vor ihrer großen Kraft.

Zu dem Büchlein:

Die Revolution im Waadtlande
im Conflikte mit der Landeskirche.

Ein Warnungswort, in dieser Zeiten Ernst,
Daß du nicht fürder suchst an Disteln Trauben,
Mein deutsches Volk! und deiner Väter Glauben
Und deine Fürsten wieder lieben lernst —

Ein Fingerzeig, wohin das Streben führt,
Das, wider Recht und Sitte auf sich lehnend,
Zu neuer Ordnung sich berufen wähnend,
Auf deinem Heerde jetzt die Kohlen schürt —

Ein Spiegel, ernst dir vor das Angesicht,
Da du noch schwankst, von Gottes Hand gehalten,
Um deiner Kinder Urtheil zu gestalten,
Wo sie die Freiheit finden, und wo nicht —

Ein Hülferuf, weithin durch all dein Land,
Wo friedlich noch der Hirt die Heerde weidet
Der Zeugenschaar, die für die Wahrheit leidet,
Mit Freudigkeit zu füllen deine Hand:

Das ist es, was aus diesen Blättern spricht!
Wohlan mein Volk! dein Ohr der Mahnung neige,
Schau in den Spiegel, folg' dem Fingerzeige,
Und laß den Hülferuf verhallen nicht!

Der 11. April 1847.

Alles Land erfüllt die Kunde
Von der Red' im Königsſchloß,
Die aus königlichem Munde
Glorreich durch die Hallen floß.

Wie der Bäume ſchlanke Spitzen,
Rauſcht der Sturm im Thal entlang,
Beugten, vor den Scharlachſitzen,
Alle ſich der Worte Klang.

Wie des Kornfelds grüne Wogen,
Drauf des Windes Flügel ſchlägt,
Hat, als ſie das Reich durchflogen,
Alles Volk ihr Schall erregt.

Wenn im Feld die Halme blühen,
Läßt befruchtend durch die Saat
Gott die ſchnellen Boten ziehen,
Seine Winde früh und ſpat.

Wenn ſich dann die Wogen legen,
Iſt das Feld zur Ärnte weiß,
Und der Ähren goldner Segen
Rings gereift zu Gottes Preis.

Preußenvolk! o du vor allen
Hochbegnadet, wie keins mehr,
Wenn denn deine Herzen wallen,
Wie ein weites Halmenmeer:

Laß befruchtend dich durchdringen
Deines Königs Stimme auch!
Laß die Rede nicht verklingen,
Nicht verwehn den Lebenshauch!

Gräbt sein Wort mit Flammenzügen
Die Geschichte tief in Erz —
Deinem König wird es g'nügen
Schreibst du tief es dir ins Herz.

Wenn sich dann die Wellen legen,
Reift aus der bewegten Saat
Still der gold'ne Erntesegen:
Deine Antwort durch die That!

An die Blumen.

Blümlein ihr, im Festtagskleide,
Seid ein Bild der stillen Freude,
Lächelt mich so freundlich an.
Ach! von allen Erdengaben
Ist die schönste die wir haben,
Daß der Mensch sich freuen kann.

Darum, Blümlein, müßt ihr allen,
Allen Menschen so gefallen,
Jeder freut sich ja so gern!
Doch euch ward noch größ're Ehre,
Denn ihr wurdet uns zur Lehre
Aufgestellt von unserm Herrn.

Armer Mensch! mit deinen Mühen,
Spricht er, sieh' die Blümlein blühen,
Ziert sie nicht ein schönes Kleid?
Sieh', sie spinnen nicht und stricken,
Doch kein König kann sich schmücken
Mit so großer Herrlichkeit.

Darum, Mensch, sollst du für morgen
Nimmermehr so ängstlich sorgen,

Drückt dich heut' auch bittre Noth.
Der die Blümlein weiß zu kleiden,
Läßt uns auch nicht Mangel leiden,
Giebt uns Allen unser Brot.

Blümlein, dieser Lehren wegen
Mag ich euch so gerne pflegen,
Hängt an euch mein ganzes Herz.
O! so blüht denn, schön gekleidet,
Und wo Einer Mangel leidet,
Gebt ihm Trost in seinem Schmerz.

Für A. W., als ſie der Schweſter den Brautkranz brachte.

Zu deines ſchönen Feſtes froher Feier —
Mir zwar ſcheint manchmal es kein frohes Feſt,
Weil nun dein Fuß dies ſtille Haus verläßt —
Nah' ich mich dir und deinem lieben Freier.
Noch einmal werf' ich mich mit ſtillem Weinen
In deine Arme, daß du ſcheiden mußt,
Dann trockne meine Thränen Hochzeitsluſt,
Und froh will ich beim frohen Feſt erſcheinen.

Giebt doch der Herr in ſeiner Huld und Gnade
Dem eignen Heerd, nun aus dem Vaterhaus,
Als deines Manns Gehülfin du zieht aus,
Er giebt ihn dir am heimiſchen Geſtade.
Das war's, was unſer Sinn ſo oft begehrte;
Ich darf nicht reden von Verluſte heut,
Denn nur Gewinn haſt du mir zugefreit:
Ein Bruderherz, das ich ſo lang' entbehrte.

So tret' ich denn mit ungetrübter Freude
An dich heran, du vielgeliebtes Paar,
Und flechte tief bewegt der Braut ins Haar,
Der frommen Jungfrau köſtlichſtes Geſchmeide.

Und noch ein Wort drängt mich's zu dir zu reden,
O, Schweſter! ſieh, dich ſchmückt der Myrthen-
zweig —
Ach! Myrth' und Myrrhe ſind im Klang faſt
gleich,
Wie Freud und Leid, und beid' erwarten Jeden.

Wenn Myrrhen denn das Kreuz des Chriſten
deuten,
Und iſt der Myrthenzweig das zarte Bild
Der Freude, die aus tiefſtem Herzen quillt,
So möge, Theure, dich der Wunſch geleiten:
Der neue Stand, der Stand der neuen Ehren,
Zu dem die Myrthe bräutlich dich geſchmückt,
Er möge dir, wie er dich heut beglückt,
Die Myrrhen ſtets in zarte Myrthen kehren.

Die Geschichte vom lahmen Fried.

Wenn die großen Eisenbahnlinien, die Deutschland durchschneiden, erst einmal ganz fertig gebaut sein werden, und es fährt Einer mit Windesschnelle etwa von Königsberg in Preußen nach Köln oder Koblenz am Rhein, so denkt er vielleicht nicht daran, wie viel tausend Menschenhände vorher Jahre lang von früh bis in die Nacht sich haben regen müssen, und wie viel Tropfen Menschenschweiß auf den Boden gefallen sind, ehe er sich so glatt ausgestreckt hat, daß sich die schweren Eisenschienen gleich doppelten Schnürlein drüberhin legen konnten. Wenn aber zwei Müller herkämen, und einer davon hätte die Macht, alle Schweißtropfen groß und klein, die die Menschen hier vergossen haben, aufzufangen und zu sammeln, daß nicht eine Nußschale voll davon verloren ginge — der andere aber könnte allen Branntwein, der bei diesem Bau getrunken ist, zusammenschütten, so weiß ich doch, wessen Mühle am lustigsten gehen sollte; und wenn der Schweißmüller schon längst mit trübseligem Blicke das versiegte Wasserbette anschaute, und mit schwerem Herzen sehen mußte, wie die Rothschwänzchen

ihre Nester bauen im trocknen Wasserrad — so pfiffe der mit dem Branntweinsmahlgange noch lange Zeit ein munteres Mullerstückchen.

Wer jetzt durch Thüringen reist, kann das geschäftige Treiben, das Karren und Graben, das Pochen und Hammern bei solchem Bau noch gewahr werden, und kann's mit Augen sehen, wie hier ein langrückiger Berg allmälig aus dem Thale in die Höhe wächst, und dort ein anderer geniedrigt wird, oder eine weite Spalte macht, als hätte vor vielen hundert Jahren einmal eine große Wasserfluth sich da den Durchpaß gesucht. Und wenn sich Einer im Geist mit auf den Bergkamm stellen wollte, hart an der Strecke, wo die Eisenbahn das freundliche Saalthal verläßt und auf einem Umwege über den Höhenrücken zu kommen trachtet, und er hübe seinen Blick auf und schaute in die Ferne, vor sich und hinter sich, rechts und links, und sähe überall lachende Felder und grüne Wiesen und dunkle Waldungen, und hier und dort manchen freundlichen Kirchthurm, und jenseits die alte Stadt, wie sie sich mit ihren vielen Spitzen und Zinnen am Fuße des Berges drüben ausbreitet, und dazwischen den breiten Spiegel der Saale, die sich lang hinzieht durch das anmuthige Thal, wie ein gewaltiges Silberband, und hart unter sich den langen Streifen Eisenbahn — auf der einen Strecke werden schon die Schienen gelegt, auf einer andern Stelle hämmern die Maurer noch emsig an der Ueberbrückung

des Fluthbettes und weiterhin wird gar noch ein großes Stück Berg abgetragen — doch plötzlich läutet ein helles Glöcklein und meldet, daß es Zeit ist zum Frühstück, und der Maurer legt Hammer und Kelle hin, der Zimmermann Richtscheit und Handart, der Handarbeiter wirft Schippe und Hacke hinter sich oder spannt sich aus dem Karren, und Jeder läuft nach seiner schwarzledernen Tasche und schnallt sie auf, oder wer keine hat, der wickelt sein Brodtuch auseinander, und sie lagern sich haufenweis, jedes Gewerk zusammen und jede Section Handarbeiter — — wenn Einer so dastände, meine ich, und sähe das Alles aus der Ferne mit an, und hätte nichts zu thun und keinen Hunger und etwas Geld in der Tasche, und er wäre etwa ein fahrender Sänger, so könnte er hintreten und einen Vers machen, wie das Alles so herrlich wäre und wie die Arbeit das Mahl würze und der Fleiß nie Mangel leiden lasse, und es möchte das ein Liedlein werden, daß einem das Wasser im Munde zusammenliefe. Wenn er aber herunterstiege und besähe sich die Herrlichkeit von Nahem, und sahe die vielen wilden Gesichter unter dem Volk und die zerlumpten Beinkleider und Wämser, trotz des reichlichen Verdienstes, und röche den vielen Schnaps und hörte die unflätigen Redensarten und das viehische Gelächter und das viele Fluchen und Schelten und das wüste Toben und Treiben — so sollte ihm die Lust zur Poeterei doch bald wieder vergehen.

Doch ich wollte ja die Geschichte vom lahmen Fried erzählen.

Auf einer Strecke der Thüringer Eisenbahn lag eine Section Arbeiter im Schatten etlicher alter Bäume, hart an dem Wege, der vom Dörflein E. hinüberführt nach dem Städtchen F., und aßen und tranken, was Jeder eben hatte. Sie hatten sich um einen großen, baumstarken Mann gesammelt, dessen eines Auge, vermuthlich in Folge einer Schlägerei, ausgelaufen war, und der wegen seines Aussehens gewöhnlich von den Andern der Goliath genannt wurde, auch sonst in besonderem Ansehen zu stehen schien.

»Ich werde es bald den Schlesingern nachmachen«, sagte jetzt der Goliath, indem er einen Schluck aus seiner Branntweinsflasche nahm, »der Condukteur kann sich vor mir in Acht nehmen! Ich will ihm schon den Staar stechen, und wenn er nicht gutwillig Ja sagt, so nehmen wir uns unser Recht mit Gewalt. Ihr bleibt Alle mit fest darauf stehen, ohne zwei Neugroschen Zulage auf die Ruthe Abraum wird kein Schlag wieder gethan.“

Die Augen seiner Kameraden richteten sich aber alle nach der Landstraße hin, auf der ein seltsamer Zug sich langsam näher bewegte. Man wußte nicht, ob der Mann, der von dort herkam, ging oder fuhr. Er hatte zwei Krücken unter den Armen, und die Füße lagen kraftlos und zusammengebogen auf einem kurzen, niedrigen Rollwäglein. Mit dem

Hintertheil faß er fest auf und ruderte sich so mit Hülfe der beiden Krücken eifrig fort. An seiner Seite ging ein elendes Büblein, kaum 8 oder 9 Jahre alt, völlig verwachsen, mit einem großen Hocker hinter sich.

„Jürgen!“ schrie ein schwarzbraunes Landstreichergesicht mit dickem, struppigem Haar in der vordersten Reihe der Arbeiter, und die ungefüge Hand reichte dem Nachbar die große Schnapsflasche: „Blas mal ins Horn, da kommt die Schnellpost!“

„Wahrhaftig“, rief Jürgen zurück, „mit sammt dem Felleisenreiter hinterher. Und er muß viel Briefschaften haben, denn er hat ein tüchtiges Tornister hinten auf.“ Das rohe Gelächter von ein paar Dutzend Kumpanen begleitete den Witz.

„Laßt den Mann ungeschoren!“ rief jetzt in einer Anwandlung von Mitleid der Goliath. „Ihr verschont das Kind im Mutterleibe nicht! Seht ihr nicht, daß der arme Teufel so schon geschlagen genug ist?“ Und als wäre durch diese Rede die Gutmüthigkeit bei ihm erst recht zum Durchbruch gekommen, reichte er dem unterdeß herangerückten und freundlich grüßenden Krüppel die fast geleerte Branntweinsflasche mit den Worten hin: „Da, Krummbein, schmiere mal die Räder, daß du besser fortkommst. Sauf den Rest vollends aus!“

„Ich dank euch!“ sagte der Lahme ohne sonderlich erfreut zu scheinen, zog darauf langsam den Pfropfen ab und ließ den ihm dargebotenen Brannt-

wein bedächtig in den Sand laufen, worauf er die leere Flasche gelassen zurück gab.

„Kerl, sitzt dir denn der Teufel mit sammt seiner Großmutter im Leibe!“ fuhr jetzt der Schnapsgeber auf, der ihm mit offenem Munde zugeschaut hatte. Darauf stieß er noch ein paar kräftige Flüche heraus und rief dann seinen Kameraden zu: „Soll ich ihm die Flasche an dem verrückten Hirnschädel zerschmeißen?“

Da streifte der Lahme sein weites Beinkleid aus grauem Drell in die Höhe, und zeigte seine verkrüppelten, ganz nach einwärts stehenden Kniee. Längs der Schienbeine herunter aber waren tiefe Narben und zogen sich quer über die Waden hinüber, die jämmerlich verdreht und verschoben waren. Das Fleisch war überall roth und blau unterlaufen, daß es gar nicht schien, als wären es menschliche Füße, die man sah.

„Da kann einem ganz schlimm werden“, meinte ein ihm zunächst Sitzender, und nahm gelassen einen Schluck aus seiner Flasche.

Der Lahme aber knöpfte sein Wams auf, schob das Hemd zurück und zeigte auf der linken Seite der Brust abermals eine Narbe. „Seht“, sagte er, „der Stich ging hart an's Leben, und das Alles hat mir der Branntwein zu Leide gethan, darum hab ich's ihm geschworen, und wo ich welchen haben kann, da muß ich ihn ausgießen, damit ich Rache an ihm übe.

„Der Kerl iſt toll!“ meinte jetzt der Goliath beſanftigt. „Schade um den guten Schluck, den ich an den Narren weggeworfen. So geht's einem, wenn man zu gutmuthig iſt.“

„Ich bin nicht toll“, antwortete der Lahme, „ſondern habe meinen vollen Verſtand. Für eure gute Wohlmeinung danke ich euch, und wenn ihr wollt, will ich euch dafur eine ſchöne Geſchichte erzählen.“

„Na krame mal aus!“ ſagte der Einäugige, der heute bei guter Laune war, indem er ſich seinen Stummel klopfte und Feuer anſchlug.

Der Lahme holte aus ſeiner Bruſttaſche ein kleines, etwa handdickes Buch, ſchlug es auf, blätterte darin und las dann: „Er redete aber zu ihnen durch ein Gleichniß und ſprach: Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ dann ſchlug er das Buch zu, ſteckte es wieder ein und begann:

„Es war einmal ein mächtiger König über ein großes Reich, der hatte in ſeinem Lande allerlei Unterthanen, Furſten und Herren, Grafen, Miniſter, Generale, Geheimräthe, Richter, Schreiber, Kaufleute, Handwerker, Bürger und Bauern, am allermeiſten aber arme Leute, Tagelöhner und Handarbeiter, deren ganzes Vermögen keinen weitern Weg zu machen hatte, als von der Hand in den Mund, Leute, von denen man zu ſagen pflegt, wenn Einer auf einen Baum ſteigt, ſo hat er auf der Erde nichts mehr zu ſuchen. Der König aber ſprach

bei ſich ſelbſt: In meinem Reiche iſt Alles recht und gut, und Jeder iſt wohl bedacht, denn ob die Reichen und Vornehmen wohl eine beſſere Schüſſel und ein groſſeres Haus und koſtbarere Kleider haben, ſo haben ſie doch dafür mehr Aerger und Verdruß und eine ſchwerere Verantwortung und mehr ſchlafloſe Nächte und haben einen ſchwachen Magen, der nicht viel vertragen kann und ſind mit mancherlei Krankheiten behaftet, mit Podagra und Zipperlein, von denen der Arme nichts weiß. Der Arme aber hat ein fröhliches Herz und einen geſunden Muth, und kann Kälte und Hitze vertragen und was er ißt, das ſchmeckt ihm wohl, und ſeine Kinder ſehen friſch aus und haben bei ihrem Schwarzbrod und Käſe doch rothere Backen, als die Kinder der vornehmen Leute. Und wie der König ſprach, ſo war es auch; ſein ganzes Volk lebte glücklich und zufrieden, denn Jeder hatte ſeine Freude und Jeder ſeine Luſt, und wenn ein armer Mann ſah einen Geheimenrath, oder ſo etwas, ins Feld ſpazieren kommen, ſo wiſchte er ſich den Schweiß von der Stirn und dachte, der hat wohl heut einen beſſern Biſſen gegeſſen, als du, aber nun läuft er auch im Felde herum, damit er nur ſein gebratnes Hahnlein mit Noth verdauen mag; und wenn ein vornehmer Herr einen armen Holzhacker ſein Vesperbrod eſſen ſah, fiel ihm gleich bei, der hat wohl ſaure Arbeit und muß ſich viel plagen, aber was gäbeſt du doch darum, wenn du auch einmal mit

solchem Appetit ein Stück Schwarzbrod hinunteressen konnten. — Danach zog der König ferne hin über Land. Nun wohnte an den Grenzen desselben Königreichs ein böser Zauberer und Schwarzkünstler, der war dem König gram und gedachte, wie er ihm wollte Schaden thun. Er hatte es aber vornehmlich auf die armen Leute abgesehen, weil das des Königs meiste Unterthanen waren und weil sie so glücklich und zufrieden lebten und weil er nicht leiden konnte, daß ein Mensch glücklich sein sollte. Als nun der König fort war, berief der Zauberer einen bösen Geist und hieß ihn ausgehen durch alle Lande des Königs und in alle Hütten der Unterthanen. Und wo er hinkäme, da sollte er den Menschen Ruhe, Zufriedenheit, Eintracht, Gesundheit, fröhlichen Muth und sanften Schlaf rauben. Der Böse aber fing es pfiffig an, und wenn er den Leuten mit der einen Hand die rothen Backen der Gesundheit abwischte, schmierte er ihnen dafür mit der andern ein schmutziges, ungesundes Braunroth auf, und statt des festen Schlafes von Abends 9 bis Morgens um 3 oder 4, gab er ihnen oft schon am Tage einen halbwachen Taumel voll lasterner, unordentlicher Bilder. Er handelte ihnen auch Butter, Speck, Wurst und alles Zugebrode ab, gegen Wickenbrod und Kartoffeln nebst einem angenehmen Kitzeln und Brennen im Halse, das aber keine Kraft gab. Für den gesunden Leib gab er ihnen einen engen, schwieligen Magen, der nicht

merk nicht verkennen konnte, daß es der Arme in diesem Stück auch nicht mehr besser hatte, als die vornehmen Herrschaften, trotzdem er nimmermehr adrette Kostümen und Waffenröcke essen konnte, und nach dem Essen kein Mittagschläfchen machen durfte. Und wo sich Mann und Frau vertrugen und in Friede und Einigkeit lebten, da sann er dazwischen und sandte Zwietracht und Zank, und warf mit Fluchwörtern und groben Redensarten um sich und ruhete nicht und trachte es hier und da zu Mord und Todtschlag. Dabei that er immer schön mit den Leuten und hatte immer eine Ausrede, damit Niemand merken sollte, daß er es wäre, der solches thäte. So war er bald in alle Häuser und Hütten eingezogen, und Jeder hatte ihn lieb, denn er trieb allerlei Kurzweil und bei näherer Bekanntschaft auch wüste, schandbare Dinge, an die sich die Leute gewöhnten und ihren Gefallen daran hatten. So stand der Gräuel der Verwüstung bald an allen Orten. Als nun der König widerkam, hob er seine Augen auf und sahe sein Land an und weinete sehr. Da traten zu ihm seine Generale und sein Feldmarschall und sprachen zu ihm: Mache dich auf und laß uns hin, daß wir den Feind aus dem Lande schlagen. Der König aber sprach: Mein Volk kennet mich nicht mehr, denn der Feind hat seine Augen verblendet und sein Herz verkehret, und so ihr hingeht, wird es sich zu dem Feinde thun und wider mich anziehen. Da sprachen die Kriegsleute: Laß uns

dim, denn ob ihrer so Viele wären, als der Sand am Meere, wollen wir sie doch zu Boden schlagen. Der König aber sprach weiter: „Darum klage ich nicht, daß ich ihrer nicht Herr werden sollte, denn die Macht ist mein; aber darum jammere ich, daß ich wider mein eigenes Volk ausziehen muß und muß es schlagen mit der Schärfe des Schwerts, daß ihrer Keiner entrinne."

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! Der König ist Gott, sein Reich ist die Welt, das Volk seid ihr, der Zauberer ist der Teufel, sein Helfershelfer ist der Branntewein. Wo die Branntweinflasche regiert, da wird dem Teufel gedient statt Gott, geflucht statt gebetet, gelästert statt gesegnet. Der Herr aber wird über euch kommen zum Gericht, und ihr tragt Alle euer Urtheil schon an die Stirn geschrieben mit den Worten: Die Säufer und Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!"

„Schlagt den lahmen Plärrhans auf das Maul!" riefen jetzt etliche tolle Buben dazwischen, „will er herkommen und uns eine Predigt halten?"

„Wenn's nur noch an seinem Leibe was zu prügeln gäbe", lärmte ein Anderer, „aber da ist kein heiler Fleck mehr dran, der sich noch der Mühe verlohnte."

„Der ist gewiß von einem Enthaltsamkeits-vereine abgeschickt", meinte wieder Einer, „und wer weiß, ob nicht alles blos Schein bei ihm ist.

Wollen ſie uns erſt unſer letztes Vergnügen noch nehmen, ſo" — — und ein derber Fluch ſchloß den Satz.

„Haltet den Kerl feſt," ſchrie eine vierte Stimme, „und gießt ihm den Hals voll Branntwein, bis er dudeldick iſt, und dann ſchickt ihn heim zu ſeiner ſaubern Sippſchaft."

„Halt!" rief der Lahme faſt gebieteriſch, als einige halbangetrunkene, wüſte Geſellen Miene machten, dieſe Drohung zu erfüllen, „halt, ſage ich, ich habe ein Recht ſo zu euch zu ſprechen, ich habe mehr für den Branntwein gethan, als ihr Alle" — und damit nahm er ſein Kind an die Hand und ſetzte mit faſt brechender Stimme hinzu: „ich habe um des Schnapſes willen mein eignes Kind zum Krüppel geſchlagen!"

Das arme Büblein aber klammerte ſich an den Leib des Vaters und weinte laut und rief: „Komm fort, Vater, komm, ſie thun dir ein Uebels."

Der Alte legte dem Kinde die Hand auf den welken Kopf und ſprach: „Sei ſtille, mein Sohn. Er hat ſeinen Engeln über dir Befehl gethan, daß ſie dich auf den Händen tragen, und ſo lange du bei mir biſt, fürchte ich auch für mich nichts." Damit ſtemmte er die eine Krücke feſt unter den linken Arm, und hob das Büblein mit dem rechten in die Höhe, legte es an ſeine Bruſt und ſagte mit ſtarker Stimme: „Wer will mich anrühren! — Da wich das Geſindel zurück,

und murrete nur noch leise, wie fernes Gewittergrollen. Er aber setzte das Söhnlein wieder nieder, strich sich mit der Hand über die Augen, seufzete und sprach: „Ich will euch meine Geschichte erzählen.“ Etliche Galgengesichter kehrten sich zwar um, legten sich in den Gräben und thaten, als ob sie schlafen wollten, die Meisten aber blieben stille sitzen, und auch der Goliath behielt sein eines Auge offen, blies den Tabacksrauch in schweren Wolken von sich, und hörte nachdenklich mit zu.

Der Lahme griff wiederum in die Tasche, holte das Buch heraus, schlug es auf, blätterte ein Weniges darin und las: „Der Herr wird dich schlagen mit einer bösen Drüse an den Knieen und Waden, daß du nicht kannst geheilet werden, von den Fußsohlen an bis auf die Scheitel. Und wirst ein Scheusal und ein Sprüchwort und Spott sein unter allen Völkern, da dich der Herr hingetrieben hat.“

„Seht“, fuhr er dann fort, „das Alles ist erfüllet an mir. Ich war auch einer eures Gleichen, und hatte einen gesunden Leib, wie ihr. Ich habe, wie ihr, an der Eisenbahn gearbeitet und war dort ein Knecht des Branntweins geworden. Ich hatte einen festen Bund mit dem Teufelstrank gemacht, und habe lange bei ihm ausgehalten und nicht von ihm lassen wollen. Bei einer Schlägerei im trunkenen Muth empfing ich den Stich hier un-

ler die Herzgrube und habe mich 4 Wochen im Bette gekrümmt wie ein Wurm, aber ich warf meinen Haß nicht auf den Branntwein, sondern nur auf den Valentin Hensel, dem aber doch erst der Schnaps den Arm zu dem Stiche geführt. Ich bin des Branntweins wegen ins Zuchthaus gewandert, aber ich blieb doch sein bester Freund. Er war mir lieber, als Weib und Kind. Die Thränen meiner Frau rührten mich nicht, das Elend meiner Kleinen jammerte mich nicht mehr. Ich konnte mein Weib nicht länger um mich leiden und mochte meine Kinder nicht mehr sehen — alle meine Lust und Liebe war der Branntwein. Ich habe für den Branntwein Alles hingegeben, was ich hatte, Hab' und Gut, Gesundheit, Ehre und guten Namen, und nun sehet her, wie er es mir gelohnt hat. Eines Tages zankte ich mich mit meinem Weibe und schlug mich mit ihr, denn ich wollte Geld von ihr haben zum Schnapse, und als ich ihr die letzte Wäsche mit Gewalt weggenommen und an den Juden verkauft hatte, da flüchtete sie mir und stürzte in Verzweiflung aus dem Hause; ich aber ging nach der Schenke. Wenige Stunden darauf brachten sie die Leute todt in das Haus zurückgetragen — sie hatte sich ersäuft. Ich wurde geheilt — man hatte sie in die Stube auf das Bett gelegt, und als die Gerichtspersonen fort waren, mußte ich allein bei ihr bleiben, denn ich wagte mich an diesem Abend nicht wieder in die Schenke.

Ihr Angeſicht war ſchrecklich verzerrt und ſah blau aus, als wäre ſie mit einem Fluche auf den Lippen geſtorben, und ihre Hände waren zuſammengeballt, als wollte ſie noch im Tode mit der Fauſt mir drohen. Mit dumpfem Brüten ſtarrte ich auf ſie hin, die Haut ſchauderte mir und mein Haar ſträubte ſich, aber ich ließ doch nicht vom Branntwein. Er ſollte mir die finſtern Gedanken vertreiben, und ich ſchickte mein jüngſtes Kind nach der Schenke, um mir für die Nacht eine Flaſche Schnaps zu holen. So ſaß ich nun in der Dämmerung allein in der Stube und konnte meinen Blick nicht von der Leiche verwenden, es überlief mich eiskalt, mir war's als hüben ſich ihre geballten Fäuſte in die Höhe, und die Angſt packte und würgte mich und ſchnürte mir ganz die Kehle zu. Ich dachte aber an nichts, als an den Branntwein, nach dem ich geſchickt hatte, und ſetzte meine ganze Hoffnung auf ihn, daß er mir dieſe Angſt vertreiben ſollte. Das Kind aber wollte und wollte nicht wieder kommen, und je länger ich harrete, um ſo höher ſtieg meine Angſt und mein Verlangen. Zuletzt ergriff mich eine förmliche Wuth nach Branntwein, mir zitterten meine Glieder vor Begier, ich trat ans Fenſter, und als ich endlich den Jungen ſah um die Ecke kommen, ſprang ich auf ihn zu und brüllte ihm entgegen: Her mit der Flaſche! Doch das Kind ſchluchzte, es habe ſie zerbrochen und der Branntwein wäre ausgelaufen. Da packte mich der böſe Feind mit ſeinen

Krallen, eine namenloſe Wuth überfiel mich, und ich griff das Kind an die Schulter und ſchleuderte es mit Rieſenkraft an die Wand, daß es ächzend zuſammenſank und wie todt liegen blieb. Als ich ſah, was ich gethan, rannte ich wie unſinnig fort, wohin, das wußte ich nicht — aber die Strafe Gottes eilte hinter mir her. Die Nacht war finſter, ich ſtürzte vom Rande des Grabens vor dem Dorfe hinunter auf einen großen Stein und zerſchmetterte mir beide Knie. Da habe ich denn gelegen die ganze Nacht unter den entſetzlichſten Schmerzen. Ich heulte vor Angſt, doch Niemand hörte mich, und die Qual inwendig war noch größer, denn ich hörte immer das Hohnlachen der Hölle um mich her. Am andern Morgen fanden ſie mich und ſchleppten mich wie einen Hund in das Hirtenhaus. Da warfen ſie mich auf ein elendes Strohlager. Keine Seele hatte Mitleiden mit mir, kaum daß der Feldſcheer nothdürftig meine Wunden verband. Sie wurden immer gefährlicher, denn Sauerblut heilt ſchwer. Erſt als der Brand hinzukam, holte man endlich einen Doctor. Der rathſchlagte lange, ob er mir die Füße abnehmen ſollte, oder nicht. Er hat viel dran herumgeſchnitten, aber es wuchs immer wieder wild Fleiſch nach, und lange, lange wollten die Wunden gar nicht zuheilen. Was ich da in den langen Winternächten, nachdem ich nun mit Gewalt nüchtern geworden war und vor Schmerzen nicht ſchlafen konnte, für Höllenqualen

ausgeſtanden habe, kann ich nicht beſchreiben. Aber ob mich auch alle Menſchen flohen, wie die Peſt, die Liebe Gottes hatte mich doch noch nicht aufgegeben, und der Diener ſeines Wortes nahm ſich meiner an und beſuchte mich in meinem Elend, und als ich vor ihm heulte und winſelte, wie Einer, der in die ewige Verdammniß fährt, da richtete er meinen Blick zuerſt wieder empor, daß ich mit Zittern glauben lernte, die Gnade Gottes ſei auch für mich Fluchwürdigen noch groß genug — daß ich endlich mit zerknirſchtem Herzen das Gebet zu ſprechen wagte: „Gott ſei mir Sünder gnädig!“ Er ſchenkte mir auch das Bibelbuch, welches ich ſeit dieſer Zeit immer bei mir getragen habe. Von meinen Kindern ſagte er mir, daß er ſie bei meinen Verwandten in einem entfernten Dorfe untergebracht habe. Als ich ihn zuerſt wieder nach meinem Jüngſten gefragt, hatte er blos geſagt, daß er noch lebe und bald ganz wieder geheilt ſein würde. Endlich, nach faſt einem Jahre, hatte mich der Doktor auf den Punkt gebracht, wie ihr mich jetzt ſehet — da begehrte ich eines Tages von dem Prediger, er ſolle doch meine Kinder zu mir bringen, daß ich ſie einmal wieder ſähe nach ſo langer Zeit, und am folgenden Morgen führte er die drei älteſten zu mir und ich ſah ſie zum erſten Male wieder nach jener entſetzlichen Nacht, und mußte viel weinen. Darauf ſprach ich zum Prediger: „Wo iſt aber der Vierte, mein Jüngſter?“ Da hob der Prediger auch an zu weinen,

machte die Thür auf und führte ihn herein und ſagte: „Ihr werdet ihn nicht wieder erkennen. Sehet, alſo hat ihn der Branntweinsteufel durch die Hand ſeines eigenen Vaters zugerichtet.“ Da war's mir noch einmal als müßte ich verſinken, als könne Gottes Gnade nicht mehr bis zu mir reichen, ich taumelte zurück, und das Kind floh von mir und klammerte ſich feſt an den Prediger an — plötzlich aber fuhr es wie ein Strahl durch meine Seele, und ich ergriff den Knaben und zog ihn zu mir in die Höhe und herzte ihn lange. Dann aber ſprach ich zu dem Paſtor: „Herr Paſtor, gebet mir den Segen des Herrn zu meinem Vorhaben. Meine andern Kinder hinterlaſſe ich euch, nehmet euch ihrer auch noch ferner an; aber mit dieſem meinem Jüngſten, den ich zum Krüppel geſchlagen, und mit meinem Bibelbuche will ich mich von Dorf zu Dorf ſchleppen, und um dieſes Kindleins willen werden ſie mich nicht Hungers ſterben laſſen. Gott hat mich geſetzt zu einem warnenden Beiſpiel für meine Brüder, ob ich ihre Seelen nicht herum hole vom Verderben.“ Da ſprach der Diener Gottes: „Alſo ſei es!“ und er hat mich geſegnet zu einem Prediger wider den Branntwein, und hat mir dieſes Waglein bauen laſſen und mir dieſe Krücken gegeben, und ich ziehe nun umher von Land zu Land, vornehmlich aber an die Eiſenbahnen und zeige mein ſieches Kindlein und rufe laut: „Sehet, das hat der

Branntwein gethan, sagt euch los von dem schändlichen Gifte!“

Als hier der Lahme schwieg, war eine tiefe Stille ringsum, und die wüsten Gesichter schienen über das Gehörte nachzusinnen. Endlich hub Einer fast schüchtern an und sagte: „Du hast es aber auch danach gemacht. Bei deiner Geschichte überläuft's einem eiskalt. Wir trinken wohl auch unsern Schnaps, aber so weit darf man's freilich nicht kommen lassen.“

Der Lahme seufzte tief, zog seine Bibel hervor, schlug einige Blätter drin herum und las dann: „Wie ist mir so herzlich wehe! Mein Herz pocht mir in meinem Leibe und habe keine Ruhe. Mein Volk ist toll und glaubet mir nicht. Thöricht sind sie und achten es nicht. Deine Augen, Herr, sehen nach dem Glauben. Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht; Du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härter Angesicht, denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren.“ „Ach“, sagte er dann weiter, „wohl will ich gern ein Scheusal sein allen Leuten, und will unter euch umhergehen, daß ihr mit Fingern auf mich zeiget; aber so erkennet doch, daß euch der Herr in mir eure eigene Sünde vor die Augen stellet! Hat euch der Branntwein nicht schon seine Maalzeichen in das Gesicht gedrückt, und meinet ihr, ich wisse nicht, wie es daheim bei euch aussieht? Saget

an: Wie vertragt ihr euch mit euren Weibern, und was gebet ihr ihnen ab von eurem Wochenlohn? und konntet ihr eure Kinder alle hierher ſtellen, ſo wollte ich zählen, wie viel darunter ſiech und elend oder blödſinnig ſind. Und warum ſind eure Kleider ſo zerlumpt, und eure Geſichter ſo finnig, und euer Haar ſo ſtruppig, und eure Augen ſo trübe? Und wo haſt du dir die Schramme über das Geſicht weg geholt, und wie viele unter euch ſind ſchon einmal auf dem Zuchthauſe geweſen, und wer hat euch das Fluchen und Läſtern gelehrt? Was müſſet ihr abgeben alle Woche von eurem ſauer verdienten Lohn an dieſen Seelenverderber? Wie viel Kraft zehrt ſein Feuer aus euren Leibern, wie fähret er mit euren Seelen dahin ins ewige Verderben! Aber ihr wollet nichts merken und wollet nicht erkennen, was zu eurem Frieden dient!"

Da ſagte ein Anderer: „Du haſt gut ſprechen! Du brauchſt nicht zu arbeiten; wer aber nichts zu beißen hat und ſoll dabei noch ſaure Arbeit thun, der muß einen Schluck Branntwein zu ſeiner Stärkung haben.

„Das iſt ein wunderlich Ding", antwortete der Lahme, „daß der Branntwein euch ſoll Stärkung geben, und ihr ſeid doch Alle ſo zerlumpt und habt ein ſo verſtörtes, ungeſundes Ausſehen. Da ſchau' ich mich vergebens um nach vollen, kräftigen Geſtalten und nach friſchen, fröhlichen Geſichtern. Ihr liegt da, ſo laß und abgetrieben, nur aus den

Augen funkelt ein unheimlich Feuer. Merkt ihr denn nicht, daß Alles nur Schein iſt, und daß ihr jämmerlich betrogen werdet? Ihr ſeid verrathen und verkauft an den ſchändlichen Schnaps. Er giebt euch keine Kraft, ſondern er nimmt ſie euch. Er mergelt die Knochen aus, daß ihr ohne ihn matt daliegt und nichts thun könnt, und nur wenn ihr ihm eure Seelen auf's Neue verſchreibt, fährt er euch wieder eine Weile in die kraftloſen Glieder. So hält er euch feſt und läßt euch nicht los, wenn nicht ein Stärkerer über ihn kommt. Zweierlei ſoll jeder Menſch thun: Beten und arbeiten. Das letzte wird euch nicht erlaſſen. Arbeiten müßt ihr im Schweiße eures Angeſichts, arbeiten, daß die Knochen ſich biegen und die Sehnen ſteif werden, arbeiten von früh bis in die Nacht; aber ſtatt: Bete und arbeite, heißt es bei euch: Arbeite und ſauf' Branntwein, und: Sauf' Branntwein und arbeite. Arbeite, daß du Branntwein ſaufen kannſt, und: Sauf' Branntwein, daß du arbeiten kannſt. So betrügt euch der tückiſche Höllentrank, daß ihr nicht ohne ihn arbeiten könnt, und ihr müſſet doch alles für ihn arbeiten, denn er ſtiehlt euch den Lohn wieder aus der Taſche; und während er euren Körper immer mehr aufreibt, daß ihr die Knochen nicht mehr rühren könnt ohne ihn, bildet ihr euch doch ein, er ſtärke euch; und wenn er euch ſo zu nichte gemacht haben wird, daß ihr gar nicht mehr arbeiten

kennt, ſo könnt ihr doch noch Branntwein ſaufen und müßt ihn ſaufen, bis ihr dahin fahrt ins ewige Verderben. Wie ganz anders ſteht es aber, wo es noch heißt: Bete und arbeite. Das Beten iſt das Oel, das bei der Arbeit die Knochen geſchmeidig macht und ein friſches, fröhliches Herz, gefunden Muth, Eintracht und Verträglichkeit im Hauſe, einen ehrlichen Namen und ein gutes Auskommen giebt. Doch der Branntwein hat euch um das Beten betrogen! Holla, wie ſteht's bei euch, wer von euch ſpricht noch den Morgenſegen? Das Beten habt ihr verlernt mit dem Branntweintrinken, aber Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Freſſen — das hat er euch gebracht, und die ſolches thun, werden mit Schrecken dahinfahren, und der Herr wird ſie ſtrafen in ſeinem Zorn und in die äußerſte Finſterniß werfen, da Heulen und Zähnklappen iſt, da ihr Wurm nicht ſtirbt und ihr Feuer nicht verlöſcht. Wehe, wehe, wie hat euch der Branntwein an Leib und Seele verderbet!"

„Stopft doch dem Kerl das Maul und laßt ihn laufen", riefen jetzt Einige aus dem Graben in die Höhe, „man kann vor ſeinem Geplärre nicht ſchlafen." Der Goliath aber hob ſeinen Arm drohend gegen ſie in die Höhe, daß ſie ſich ſcheu wieder niederlegten.

Als das der Lahme ſah, ſchlug er ſeine Bibel wieder auf und las mit lauter Stimme: „Wache auf, wache auf, ſtehe auf, mein Volk, das du von der Hand des Herrn den Kelch ſeines Grimmes getrunken haſt; die Hefen des Taumelkelches haſt du ausgetrunken und die Tropfen geleckt. Mache dich auf aus dem Staube, ſtehe auf, mache dich los von den Banden deines Halſes!“

„Ihr Eiſenbahnarbeiter machet jetzt an vielen Orten einen Aufruhr und ſetzet euch wider eure Herren, von denen ihr ſprechet, daß ſie euch hart drücken und euch euren ſauer verdienten Lohn entziehen. Wohlan, ich will auch Aufruhr predigen! Stehet auf und rottet euch zuſammen wider euren ärgſten Feind, der euch am grimmigſten drückt, der euch am meiſten ſchindet und plagt, der euch den Lohn wieder abnimmt, den ihr ſchon in der Taſche tragt, der euch die Butter vom Brote ſtiehlt und den Trunk kräftigen Biers, der euch dem Vieh gleich achtet, das zur Schlachtbank geführt wird, der eure Kleider zerfetzt, der euch verderbet an Leib und Seele. Rottet euch zuſammen wider den Branntwein. Ich weiß, daß ein Einzelner nichts ausrichten kann. Es ſind Viele unter euch, die werden lieber gegen ihre leiblichen Herren aufſtehen, als gegen dieſen euren grimmigſten Feind. Sie werden den Einzelnen verhöhnen und verſpotten und nicht aufkommen laſſen. Darum

ſteht zuſammen und macht einen Aufruhr. Aber ſteht feſt und laßt euch das Herz nicht entfallen, und wie der Menſch nichts allein thun kann, ſo vergeſſet das Beten nicht, daß es von euch wieder heiße: Beten und arbeiten. Wenn ihr des Morgens aufſteht, ſo bittet Gott, daß er euch beiſtehe wider des Teufels Liſt, und wenn ihr euch des Abends niederlegt, ſo danket ihm, daß er euch bewahrt hat vor dem Argen. Sprechet in euren Herzen: Rein ab, und rühret keinen Tropfen wieder an, denn wo ihr dem Feinde einen Finger laſſet, hat er euch bald wieder ganz. Wenn ihr alſo zuſammenſtehet nur ihrer 20 oder 10, ſo werdet ihr eine eherne Mauer ſein, an der der Feind abprallt mit allen ſeinen liſtigen Anläufen. O laſſet euch helfen, laſſet euch warnen, ſehet mich an und vergeſſet meine Geſchichte nicht! Siehe, ich habe es euch Alles geſagt! Dieſes unſchuldige Kindlein wird dermaleinſt auftreten und wider euch zeugen. — —"

Als der Lahme noch ſo redete, ertönte plötzlich die Glocke und zeigte an, daß die Mittagszeit vorüber ſei. Die Arbeiter rings umher erhoben ſich langſam, ſtreckten ſich und griffen nach ihren Schippen und Hacken. Die im Graben gelegen hatten, gingen zuerſt fort, ohne ſich weiter nach dem Lahmen umzuſehen. Etliche aber blieben noch eine Weile um ihn ſtehen, bis endlich Einer aus ihnen

heraustrat, ihm die Hand reichte und sagte: „Leb' wohl, Alter, gebe Gott, daß solch ein Aufruhr würde!" Da traten noch Mehrere hinzu, reichten ihm die Hand und gingen dann schweigend an ihre Arbeit. Jetzt kam auch der Goliath und gab seine rechte Hand dem Krüppel, und wie sie ihm der warm und treu schüttelte, griff er plötzlich mit der linken in sein Wams, zog die leere Schnapsflasche heraus und warf sie mit solcher Gewalt gegen einen Stein, daß die Scherben rings umher sprangen. „Du hast heute mit deinem Aufruhr einen andern Aufruhr in mir stille gemacht", sagte er dann und ging nachdenklich seiner Wege. „Nun ist's gut", flüsterte ein bleiches Gesicht hinter dem Krüppel, „denn was der Goliath einmal beschlossen hat, davon läßt er sich auch nicht wieder abbringen." Der Lahme aber hat ihm noch lange nachgeschaut, dann hat er die Krücken fest unter die Arme gestemmt und hat sich langsam weiter gerollt. —

Das ist die Geschichte vom lahmen Fried, der mit seinem Wäglein durch die Welt will zu allen Eisenbahnarbeitern und will predigen gegen den Branntwein.

Der lahme Fried aber kommt nur langsam fort, und es wird lange dauern, ehe er herum kommt, und die Welt ist so groß, und es werden so viele Eisenbahnen gebaut, und wird so viel Schnaps getrunken, und es geht in so viel Sünden und Schanden dabei zu. Darum habe ich

ſeine Geſchichte abdrucken laſſen, ob ſie ſo etwas ſchneller durch die Welt lieſe, und wer ſie lieſet, der erzähle ſie weiter, und ſo ſie an einen Buchdrucker kommt, der drucke ſie ab, er ſoll keine Strafe dafür bezahlen müſſen. Und wo ſie hin kommt, da müſſe ſie einen Aufruhr erregen unter den Eiſenbahnarbeitern, daß die Zeitungen bald von nichts mehr ſchreiben, als von Aufruhr gegen den Branntwein an den Eiſenbahnen. Dann könnte der lahme Fried ausſpannen und mit ſeinem Söhnlein in Frieden einkehren in eins der vielen ſtattlichen Spitäler, die für die armen Leute von dem Gelde gebaut werden ſollen, ſo durch den Branntwein erſpart wird.

Ein Brief von Gottlieb

über Thurmknöpfe und Hungereneth.

St., den 6. Februar 1847.

Lieber Vetter!

Nicht weit von meinem Wohnort liegt im Anhalt'schen ein Städtchen mit Namen Sandersleben, das hat einen hohen, spitzen Kirchthurm mit einem Knopfe drauf, der sieht aus, wie andere Thurmknöpfe auch. Hart neben der Kirche steht das Rathhaus. Ich weiß Dir nämlich in diesem Städtchen so gut Bescheid, als ob ich drin geboren und gezogen wär', und alle Leute kennen mich auch, als wäre ich ihr Nachbarskind.

Nun hatte ich neulich auf dem Rathhause zu thun, und da ich eine geraume Zeit warten mußte, ehe meine Sache vorgenommen wurde, gab mir der Stadtrichter ein Heft Acten in die Hand von Anno 1746 und sagte: »Da lest einmal unterdessen, es wird euch Spaß machen.« Ich habe mich aber so daran ergötzt, daß ich Etliches daraus mir in meine Schreibtafel aufgezeichnet habe und es Dir nun eben mittheilen will. Die Schrift hebt an:

»Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes! Amen!

Zur Nachricht habe ich Elias Heinrich Rode, Oberbürgermeister, Stadt- und Landrichter, dem Richterbuche einverleiben wollen, wie daß mein Vater Hr. Bürgermeister Elias Rode sen. seeliger öfters erzählet, indem er 1652 allhier in Sandersleben sich häuslich niedergelassen, daß Anno 1661 den zweiten Advents-Sonntag, als die Leute in der Frühpredigt gewesen, unter der Predigt ein solch entsetzlicher Sturmwind gewesen, daß die Leute, so aus der Kirche gehen wollen, solches nicht aufgericht, sondern gebückt und krauchend verrichten müssen. Der Sturm hat auch so angehalten, daß der Musikant Andreas Söffner auf dem Thurm sich nicht getraute zu bleiben, weilen die Spitze immer in die Höhe gehoben worden. Es haben auch der Rathskellerwirth, nebst denen auf der Nähe wohnenden ihre Häuser verlassen und sich retiriret, damit sie nicht, wenn die Spitze heruntergeworfen werde, ihr Leben einbüßeten. Es hat aber dem großen Gott gefallen, solche zu erhalten, bis daß Anno 1742 im Februar abermal ein großer Sturm sich ereignet, welcher denn die sehr ruinirte Thurmspitze so beweget, daß zwei Sparren davon abgegangen, doch, dafür dem höchsten

Gott herzlich gedanket ſei, keinen Schaden verurſachet. Hierauf iſt das übrige von dem Schieferdecker aus Aſchersleben, Herrn Blumen, abgenommen und nur etwas zugedeckt worden, damit es nicht hinein regnen können.«

Nachdem nun weiter berichtet worden, wie Hochfürſtl. Durchlaucht dem Oberbürgermeiſter gnädigſt anbefohlen, Kirche und Bürgerſchaft ſolle die Thurmſpitze wieder erbauen, wie auch das ganze Rathskollegio dehme zur unterthänigſten Folge gleich Anſtalt gemacht habe, das Geld dafür aber lange Zeit nicht aufzutreiben geweſen, bis endlich der Bau durch den Beiſtand Gottes dahin gediehen, daß der 16. November 1746 beſtimmt worden, den Knopf auf den Kirchthurm zu ſetzen, heißt es weiter:

»Hierbei war nun große Lebensgefahr zu beſorgen, und wurde am 13. November in der Kirche Beatae Mariae Virginis in Sandersleben dem großen Gott angerufen und gebeten, daß er Gnade geben wolle, damit ohne Schaden und Unglück ſolches geendigt werden möchte. Den Dienſtag als den 15. November erſuchete der Bürgermeiſter Rode Herrn Pfarrer Wäſern zu belieben, nicht allein in der Knaben- als auch Mädchenſchulen dieſerwegen den großen Gott durch ein von denen Kindern abzulegendes Gebet des Herrn anzuflehen, wozu derſelbe gemeinet, Gnaden laſſen und haben ſowohl Knaben als Mägdlein mit

gebogenen Knieen verrichten müſſen, denn aus dem Munde der jungen Kinder hat ihm Gott eine Macht zubereitet. Es ſein auch dadurch manche Eltern, als die Kinder zu Hauſe gekommen und referiret, in ſich gegangen und bewogen worden den barmherzigen Gott deſto inbrünſtiger anzuflehen. Es wurde auch der Bürgerſchaft angedeutet, wie wenn den 16 des Morgens früh um 8 Uhr geläutet würde, auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, um durch einen Geſang Gott um gnädigen Beiſtand anzuflehen. Da nun ein ſtarker Pult geläutet worden, kam die Bürgerſchaft zuſammen. In der Rathsſtube waren Stühle geſetzt, darauf ſich niederlaſſen konnten (folgen die Namen ſämmtlicher Rathsmitglieder, der ſtädtiſchen Beamten, der Geiſtlichkeit, mehrerer Fremden ꝛc.)

Der Herr Syndicus de Marées hielt eine Rede und hernach verlas derſelbe die Schrift, ſo in den Knopf gelegt werden ſollte, in einer bleiernen Kapſel verwahrt. Hierauf fing der Herr Cantor Lauc aus dem Ambroſio Lobwaſſer an zu ſingen den 121. Pſalm David's: »Meine Augen ich zum Berg aufricht', denn ich von oben 'rab, Hülfe zu erwarten hab' ꝛc.« Ferner aus dem Liede: »Wer nur den lieben Gott läßt walten« zwei Verſe. Ebenfalls aus dem Liede: »Aus meines Herzens Grunde« die Verſe: »Gott will ich laſſen

rathen, denn Er all' Ding vermag-« und darauf: »-So ſprech' ich Amen und zweifle nicht daran.-«

Nach Abſingung dieſer Lieder, welche viele Anweſende und Fremde mit Thränen verrichteten, wurde mit allen Glocken geläutet und der Knopf, welcher in der Rathsſtube zum Anſchauen mit vielen Bändern und Tüchern ebenfalls noch mit einem bunten Tuche behanget war, woran ein Paar neue Strümpfe und Schuhe waren, voran getragen.

Der Schieferdecker Herr Blume wurde unter Läutung der Glocken von dem Oberbürgermeiſter, Stadt- und Landrichter Elias Heinrich Roden und Herrn Bürgermeiſter Joh. Friedr. Eiſenbergen in die Mitte genommen, welchen die übrigen Herren des Rathes folgten, an den Ort geführet, wo der Knopf verwahret und hinaufgezogen werden ſollte, da denn derſelbe nebſt herzlichem Wunſch verlaſſen und der Gnade Gottes anbefohlen wurde. Von ſechs jungen Geſellen wurde der Knopf hinaufgezogen. Gott gab Gnade, daß er wohl aufgeſetzt wurde. Es bliesen anbei die Muſikanten von dem oberſten Theil des Rathhauſes:

»-Es wolle uns Gott gnädig ſein und ſeinen Segen geben ꝛc.-«

Auf dem Knopfe hielt der Schieferdecker eine Rede und trunke darauf folgende ſieben

Gesundheiten: (folgen die Gesundheiten.) Unter den sieben Gläsern, daraus die Gesundheiten getrunken worden und heruntergeworfen, blieben zwei ganze. Das eine hatte die Frau Hofräthin Roden, welche von Dessau in Sandersleben war, abfodern lassen, um solches an Se. Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst zu übergeben.

Sobald nun der Schieferdecker Herr Blume glücklich und ohne Schaden auf den Markt kame, wurde gesungen: »Nun danket alle Gott.« Die Musikanten ließen sich dabei mit Trompeten und Pauken hören. Zum Beschluß wurde gesungen: »Verleih uns Frieden gnädiglich ꝛc.« Es wurde abermals mit allen Glocken geläutet, auch der Schieferdecker, wie er vom Rathhause geführet, wieder hinaufgeleitet, anbei wie gebräuchlich eine kleine Mahlzeit ausgerichtet.

Dem großen Gott aber sei herzlich gedanket, daß er alles so glücklich hat abgehen lassen, Schaden und Unglück abgewendet. Derselbe gebe ferner, warumb wir demüthigst bitten, daß alles Unglück und Unfälle von unserer guten Stadt möge abgewendet werden, auch daß ein Jeder in seinem Hause in Ruhe und Frieden leben und vor alle väterlich erzeigten Wohlthaten den barmherzigen Gott loben und preisen möge. Amen!«

Vetter, man möchte fragen, wenn nun der Knopf morgen wieder herunter fiele, unter was für Feierlichkeiten würde er wohl aufgesetzt werden? Ach, die Zeichen der Zeit sind böse! Wir haben ja jetzt so viel Einweihungen mit Zweckessen und Standreden, brauchen nicht bei den Thurmknöpfen stehen zu bleiben. Da sind zum Exempel die Eisenbahn-Eröffnungen, von denen man alle Jahre zu lesen bekommt. Ist da nicht auch Gelage genug vorhanden? Hat man nicht ebenfalls Ursache zu Lob und Dank? Was für Reden sollen aber dabei? Welcher wir uns schämen sollten! Vetter, wenn's bei derlei öffentlichen Feierlichkeiten hoch kommt, so läßt man's allenfalls hier und da noch zu, daß der Pfarrer nach hergebrachter Gewohnheit hintritt und seine Sach' verlagt, wo möglich nicht zu lang und nicht zu fromm und hinlänglich lebensfreh und heiter. So läßt man sich's auch noch gefallen, daß der Schwarzrock Sonntags das Kirchengebet für König und Obrigkeit ꝛc. ablieſt, obschon die Meisten nicht mehr hinhören, und wenn's sich schicken wollte, gleich hinausliefen, nachdem die Predigt ganz sanftiglich heruntergeflossen ist von dem Munde, der glatter ist, denn Butter. Unsre Zeit ist umgekehrt worden. Sonst erregte sich die ganze Stadt und kam zusammen und betete laut, wenn ein Glied unter ihnen, wie z. E. der Schierdecker, in Gefahr stand, den Hals zu brechen — jetzt soll's genug sein, wenn ein einiger Mann dem

lieben Gott zuweilen herrechnet, was er alles thun könne, damit das Land nicht zu Grunde gehe, und da kommt's denn freilich dahin, daß, während in allen Kirchen alle Sonntage Gott angerufen wird, er wolle seiner Kirche fromme und getreue Regenten schenken, das Volk hinwiederum unter einander spricht: »Ja, unser König wär' wohl gut, wenn er nur kein Frommer wäre,« oder, daß der Herr Bürgermeister selbst auf den Tisch schlägt und ausruft: »So haben der Teufel drein, haben sie uns nicht schon wieder so einen verdammten Frommen zum Präsidenten gemacht!«

Wo heut zu Tage ein Thurmknopf aufgesetzt, oder eine Eisenbahn eingeweiht wird, da läuft wohl auch das Volk zu Tausenden zusammen, aber man thut, als gäb's keine Religion mehr, oder als flechte sie hinter den verschlossenen Kirchthüren nur noch so langsam hin und dürfe nicht heraus auf die Gasse, wie Einer, der das Zahnweh hat, oder als hatte David nur darum gesprochen: »Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht,« weil es dazumal noch keine Eisenbahnen gegeben, auf denen man dem lieben Gott entlaufen kann. Wo aber ja eine Stimme laut wird zur Ehre Gottes des Herrn, da ist sie wie ein Känzlein in den verstörten Städten.

Gott besser's! Ich kann nicht leugnen, daß ich seitdem den bemalten Thurmknopf mit größerem Respect ansehe. Der alte Bürgermeister Elias Rode ist zwar längst zu seinen Vätern versammelt,

und nicht einmal sein Geschlecht lebt mehr im Städtlein; wenn es aber dem großen Gott abermal gefallen sollte, durch einen entsetzlichen Kieselsturm den Thurmknopf herunter zu werfen, so wird sein Andenken noch einmal lebendig werden bei dem Geschlechte derselbigen Zeit, wenn sie die Schrift in der kleinernen Kapsel finden, und gebe Gott, daß der Glaube der Väter dann wieder so erwacht ist, daß der neue Schieferdecker abermal von den Gebeten des ganzen Städtleins in die Höhe getragen wird.

Sonst habe ich Dir noch zu berichten, daß bei uns jetzt große Noth ist, obschon wir die Magdeburger Zeitung lesen, und darin gar oft ein neumodischer Prediger bekannt macht, daß er für den Ertrag seiner gedruckten Predigt bat 20 oder 30 Thaler an die Armenkasse schicken können. Viele Menschen können sich nur bald satt essen, und kommen doch immer tiefer in die Schuld hinein. Bei Euch wird's wohl auch nicht anders sein.

Ich war vor Kurzem an einem Ort, da sag eine Dame, es's denn wohl wahrhaftig vorkäme, daß Menschen völlig verhungerten, daß sie aus keiner andern Ursache sterben müßten, als weil sie gar nichts mehr zu essen hätten, und als man Einer dies an dem Exempel Islands bewies, da meinte sie, der Gedanke wäre doch gar zu entsetzlich, und wenn man bedächte, daß so viele Menschen ihres Reichthums gar kein Ende wüßten, so

könnte man ganz irre werden an Gott, und ſie wüßte ſelbſt nicht, was ſie thäte, wenn ſie am Verhungern ſtünde, und ob ſie dann immer noch bei dem Glauben bliebe, Diebſtahl wär' eine Sünde.

Vetter, ich wollte, ich wär' ein Ritter und hätte ein Pferd, wenn das wieherte, müßte alles Volk zuſammenkommen. Dann machte ich mir eine Inſchrift quer vor die Bruſt, die ſollte heißen: „Es iſt noch nie kein Menſch verhungert, der ſeine Hoffnung auf den Herrn ſeinen Gott geſetzt hat," und mitten in meinen Schild ſchrieb ich: Pſ. 37, 25: „Ich habe noch nie geſehen den Gerechten verlaſſen, oder ſeinen Samen nach Brod gehen," und dann ritte ich vor daſſelbige Volk und würfe meinen Handſchuh hin und riefe laut: „Hier will ich halten, ſo lange die Tage dieſer Trübſal dauern, und will vor aller Welt meinen Spruch verfechten; denn es iſt unmöglich, daß Gott lüge!"

Daß aber etliche von Denen, die den Herrn ihren Gott verlaſſen haben, und Fleiſch für ihren Arm halten, verhungern müſſen, Vetter, ob uns das Herz bräche, wir können es ja doch nicht ändern. Warum glauben ſie nicht! Ich will Dich aber jetzt einmal, wie der Engel den Propheten Habakuk, beim Schopf nehmen und im Geiſte an einen andern Ort führen. Da ſitzt der König Herodes, hat alle Schüſſeln voll, kann banquetti-

ren und zechen, ſo viel er mag, und hat ein königliches Kleid an; aber der Engel des Herrn ſchlägt ihn, und er wird gefreſſen von den Läuſen. Dieſer Herodes hat aber ſeine Nachfolger. Es iſt auch heut zu Tage nichts Unerhörtes, daß ein Menſch, der in allen Genüſſen ſchwelgen konnte, bei lebendigem Leibe verfaulen muß, und der Doctor ſetzt ihn auf die Hungerkur, und obſchon etwa ſeine Kornböden ſo voll liegen, daß die Balken knacken, möchte er doch eben ſo wüthig gern, als ein armer Leinweber, daß das Getreide herunter ginge, damit die Pfennigſemmeln größer würden, denn er darf alle Tage nur eine Semmel eſſen, und hat doch den Keller voll Wein und einen Thiergarten voll Wildpret, und ein Treibhaus mit allerlei Gemüs mitten im Winter; aber es hilft ihm all ſein Hungern nichts, der Wurm frißt ſich heraus aus dem vornehmen Aas, und es mag ihn zuletzt Niemand mehr vor Ekel pflegen, trotz ſeines vielen Geldes. Sprichſt Du, dergleichen Fälle ſind ſelten, ſo ſage ich, das eigentliche Verhungern auch, aber zwiſchen beiden liegt noch eine entſetzliche Menge von Jammer für das unbekehrte, verſtockte Menſchenherz. Darum laß uns nicht irre werden an der Gerechtigkeit Gottes. Gewiß ſoll auch ein Hungertod nur der letzte Hammerſchlag an das ſteinharte Herz ſein, um es zu dem Herrn unſerm Gott zu bekehren.

Recht herzlich aber wollen wir bitten, daß diese Tage verkürzt werden, und mehr noch, daß solche Zuchtruthe unser armes Volk zu Gott hintreibe, daß die Noth und der Hunger sie nicht zum Stehlen oder Lästern bringe, sondern daß sie sich zu Dem kehren, der gesprochen hat: »Rufe mich an in der Noth.« Unsern reichen Bauern, denen das Geld jetzt nur so zuströmt, gebe aber Gott ein weites Herz und einen milden Sinn, daß sie gedenken, wie sie Rechenschaft geben müssen von den Gütern, über welche sie zu Haushaltern gesetzt sind. Ach, es ist ja leider wahr, je mehr mancher Mensch hat, desto geiziger wird er, und es geschehen Sünden in der Christenheit, die schreien zum Himmel. Aber unser Herr hat nicht umsonst gesprochen: »Wie schwerlich werden die Reichen in das Himmelreich kommen.«

Es wäre eine große Gnade vom lieben Gott, wenn er den Kornwucherern und den hartköpfigen Bauersleuten, die den ganzen Boden voll Korn liegen haben und doch zum armen Weibe sprechen: „ich hab's noch im Stroh stecken," oder, „ich verkaufe noch nicht," weil sie meinen, es muß noch theurer werden, wenn der liebe Gott ihnen einen Strich durch die Rechnung machte, und ließe im Frühjahre die Kornpreise wieder fallen, — es wär' eine Gnade nicht nur für die armen Leute, sondern auch für solch' reiches Gesindel, denn sie häufen sich den Zorn zu sehr auf den Tag des Ge-

richtes und werden mit Schrecken von hinnen fahren.

Hab' schon manchmal gedacht, wenn ein König befehlen thät', in 14 Tagen muß alles Korn von solchen Böden herunter verkauft sein, so sollte wohl ein Schreck unter dies Volk fahren, und die Preise müßten bald weichen. Aber ich weiß wohl, es geht das nicht, und jeder Mensch muß für sich die Freiheit haben, zur Hölle fahren zu können, und darf ihm kein Schlagbaum in den Weg gemacht werden.

Inzwischen, ihr armen Hungerleider, verzaget nicht, ihr seid nicht auf den Kornboden eines hartherzigen Gutsherrn angewiesen, sondern auf die Schatzkammer eures reichen himmlischen Vaters, dessen Arm noch immer nicht zu kurz geworden ist, und von dem's noch heut zu Tage gilt: Alle eure Sorgen werfet auf ihn ꝛc.

Doch ich schreibe ja an meinen Vetter, und nicht an das arme Volk. Ach, Vetter, daß man's doch den Leuten so recht sagen könnte, wo der faule Fleck ist, aber da heißt es noch immer von ihnen: »Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht, du plagst sie, aber sie bessern sich nicht; sie haben ein härter Angesicht als ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.«

Leb' recht wohl, grüß' Deine Frau und sag' ihr, sie solle sich in diesem Jahre auch nicht mehr Sorgen um die Wirthschaft machen, als in andern.

In herzlicher Liebe Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb über die Sonntagsfeier.

St. den 14. März 1847.

Lieber, alter Vetter!

Des Menſchen Herz iſt wie eine Uhr, die ſtark vorgeht. Das Räderwerk der Gedanken läuft ſo haſtig auf und ab, daß der Zeiger immer auf die Stunde deutet, welche erſt noch kommen ſoll. Führt mich jetzt der Weg über das gefrorene Winterfeld, ſo ſehe ich im Geiſte ſchon die wogende Saat, oder das gelbe Rapsfeld, und höre Bienengeſumme; muß ich aber Sommerszeit früh um drei Uhr vom Lager auf, und ſtrecke die ſteifen Glieder, ſo ſchiele ich oft ſehnſuchtig ſeitwärts nach dem Winterpelz und freue mich der Zeit, da ich Sonnabends mit dem Streichholz nach der Dreſchtenne gehe. In dieſem Winter denken aber gewiß Viele recht ſonderlich lebhaft an den Sommer, und es will ihnen ſcheinen, als bleibe die Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche ein gut Theil länger aus als gewöhnlich. Ich, wie Mancher mag den hellenden Magen auf die neue Ernte und die kommende beſſere Zeit vertröſten! Gott weiß, wie ſehr ich der

Armuth wünſche, daß ſie erſt nicht mehr zu freien braucht und billiger Brot kaufen kann, aber die ſtille Zeit des Nachdenkens über Winters iſt doch auch gar zu wichtig. Meine Frühjahrsgedanken ſind nicht alle *roſenfarben*. Wenn ich ſo hinſitze und laſſe einen Bauernkommer an meinem Geiſte vorüber marſchiren, ſo fürchte ich mich wahrhaftig nicht vor ſeinem braungebrannten Angeſichte, oder vor den harten Schwielen in den Händen; aber doch will's mir zu Zeiten ganz weh werden, daß wenn die Natur am herrlichſten iſt und angethan mit dem Feierkleide, wie eine ſchöne, junge Braut, daß gerade dann der Bauersmann in Staub und Schweiß faſt verkommen muß. Und wenn ſo an meiner Seele vorübergeht, was alles gethan ſein will, bis wieder Winter wird, ſo befühle ich mich oft heimlich und denke: halten's denn die alten Knochen noch einmal aus? Die Sonne ſticht ſo heiß, daß ſo keine Stadtmauſel ohne Sonnenſchirm zwei Häuſer weit wagt — doch das arme Landvolk muß Tag für Tag hinaus in die Gluth, und alle Gedanken dörren ihm aus; es vergißt den, der das Jahr mit ſeinem Gute tröst, und zuletzt geht es nur noch hin unter dem Stecken des Treibers, wie die Stiere im Joch. Aber mitten in dem Wirrwarr der Gedanken tönt dann mit einem Male wie fernes Glockenläuten der Spruch: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten und alles dein Werk thun; aber am ſiebenten iſt der Sab-

bath des Herrn, da sollst du keine Arbeit thun." Ja Vetter, es brauchte nicht also zu sein, die Menschen sind selbst Schuld, wenn sie sich zu Lastthieren machen.

Wenn das Landvolk den trocknen Klee in Haufen gebracht hat, oder wenn der Wind den überreifen Waizen auszuschlagen anfangt, so ist es gemeiniglich hartherig und schwer von Begriffen, was das dritte Gebot angeht, gleicherweise wie die Handwerker und Fabrikherren, wenn die Leipziger Messe vor der Thür ist. Jetzt aber hat wenigstens unsersgleichen nicht viel zu thun, (wird auch in mancher Fabrik nicht allzusehr prässiren), und darum besser Zeit über das Sonntagsgebot nachzudenken, und wer sich etwa bewegen ließe, über Winter die Gewohnheit in seinem Hause einzuführen, daß alle Sonntage wirklich gefeiert werden, dem wird sie vielleicht bis zum Sommer so lieb, daß er auch hernach nicht davon läßt, selbst auf die Gefahr hin, den Erntekranz ein paar Tage später zu bringen.

Darum wär's wohl jetzt an der Zeit, dies Kapitel zu besprechen. Es müßte aber weit ausgeholt werden. Es herrschen über das dritte Gebot selbst unter den Christen gar verschiedene Ansichten. Viele behaupten, daß es das Neue Testament damit offenbar nicht so genau nähme. Ein Theil beruft sich auf die christliche Freiheit, der andere auf das klare Gebot. Setze Dich in Deinem Arm-

ſtuhl zurecht, und was ich verſehen ſollte, da fuhre Du das Wort wacker hinterher.

Seit unſereins in Gnadau geweſen iſt und geſehen hat, wie die geiſtlichen Herren ſolche Fragen behandeln, kommt einem zuweilen die Luſt an, es ihnen nachzuthun. Warum ſollten wir von den Gelehrten nichts lernen? Ich werde alſo über das dritte Gebot gleicherweiſe Theſen machen. Werd' aber nicht ungeduldig, es ſollen keine 72 herauskommen, wie das wohl in Gnadau geſchehen iſt; denn dem gemeinen Mann wär' das zu langweilig, und außerdem kommen die letzten gegen die erſten immer zu ſchlecht weg. Ich will's bloß einmal mit zwei probiren. Sie ſollen heißen:

1) Gott ſelber hat befohlen: Du ſollſt den Feiertag heiligen.
2) Chriſtus iſt gekommen, nicht das Geſetz aufzulöſen, ſondern es zu erfüllen; alſo muß auch das dritte Gebot im Neuen Teſtamente erſt ſeine volle Erfüllung finden.

Jetzt wollen wir der Sache weiter nachdenken.

ad 1. Man ſollte meinen, unſere moraliſchen Aufklärer oder aufgeklärten Moraliſten müßten doch wenigſtens die 10 Gebote ganz unverfänglich finden, denn ſie ſind klar und faßlich, handeln auch nicht von Dreieinigkeit, Erbſünde und Verſöhnung; aber vor dem dritten Gebote ſteht ihre Vernunft doch wie die Kuh vor dem neuen Thor, und ſie können

nicht begreifen, wie dieſe judaiſtiſch-engherzige, kirchlich-polizeiliche Vorſchrift faſt den beſten Platz im Fundament alles Sittengeſetzes einnehmen kann. Aber wie ſie auch die zwo ſteinernen Tafeln anſtarren, die Moſes in ſeiner Hand hält, das Gebot ſteht wirklich da, lang und breit, und füllt ein volles Drittheil derſelben. Niemand kann's wegdisputiren. Wem's etwa noch nicht klar genug ausgedruckt wäre, der leſe 4. Moſ. 15, 36. Denn als die Kinder Iſrael einen Mann fanden, der am Sabbath Holz geleſen hatte, und auch nicht recht wußten, wie's gemeint ſei, ſprach der Herr, die ganze Gemeine ſolle ihn ſteinigen. Es klingt das freilich unſern verwöhnten Ohren gar zu erſchrecklich hart, und ſcheint faſt, daß es zur Zeit, als die zehn Gebote gemacht wurden, noch keine Zuckerfabriken und Schnapsbrennereien und Dampfmaſchinen gegeben, und daß der liebe Gott nicht gewußt hat, daß über Sonntag die Pfannen kalt werden, oder der Spiritus verraucht und die Maſchinen nicht ohne Verluſt ſtill ſtehen dürfen.

Ehe ein ungezogenes Schulknäblein das gebührende Süßfleiſch bekommt, muß ihm der Präzeptor gemeiniglich manche Einreibung von ungebrannter Holzaſche auf einen gewiſſen Ort verordnen, und die beweglichſte Vorſtellung, daß es zu ſeinem eigenen Beſten ſtillſitzen und zuhören müſſe, hilft nicht ſo viel, als die Furcht vor dem Haſelſtöcklein. Wenn aber der Knabe erwachſen iſt, ſieht er ein,

daß er nicht dem Lehrer, sondern sich selbst den größten Gefallen gethan hat. Also auch, so lange das Gesetz noch unser Zuchtmeister war, gehörte von Rechtswegen hinter jedes „du sollst" der Büttel mit aufgehobenem Arm, und weil der Nutzen des 5., 6. und 7. Gebotes für die Vernunft viel leichter zu begreifen ist, als der des dritten, darum ist dies so lang und hat noch seine besondern Merkzeichen hinter sich.

Es müßte eben Einer noch so kindisch dumm sein, wie ein sechsjähriger Schulknabe, wenn er meinen sollte, er thue dem lieben Gott einen Dienst oder Gefallen damit, daß er Sonntags seinen Rock anzieht und aus alter Gewohnheit in die Kirche geht. Es gehört gar keine sonderliche Gabe Verstand dazu, um einzusehen, daß dies Gebot, wie alle andern, nur zu unserm eigenen Besten gegeben ist. Daß es aber in der Schrift Alten Testaments so scharf traktirt wird, sollte billig Jeden zu der Einsicht bringen, daß sowohl zur Aufrechthaltung der Ordnung in der ganzen Welt, als für das Bedürfniß des Einzelnen, damit er nicht im Schweiße der täglichen Arbeit zum Thier herabsinke, jeder Mensch eine Zeit haben muß, in der er sich besinnen, ausruhen und an Gott denken könne, so wie, daß Gottes Weisheit gewiß ganz sicherlich das rechte Verhältniß getroffen hat, wenn er den siebenten Tag dazu eingesetzt hat. Folglich hat denn auch jeder Mensch, den Gott geschaffen hat, das unveräußer-

liche Recht, den siebenten Tag fordern zu können zu seiner selbst Besserung, und Niemand darf ihn desselben ungestraft berauben.

Wenn unser Herr Jesus über die Gebote kommt und spricht: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger," so kann freilich bei solcher Auslegung die weltliche Obrigkeit nicht mit dem Schwerte hinterdrein, und so kann sie auch beim dritten Gebote nur immer die gröbste Sabbathsschänderei strafen und nur darauf sehen, daß Einer den Andern mit seiner Arbeit nicht störe. Wollte Gott, sie thäte das nur überall! Wenn nun ein Schneider Sonntags einen Rock macht, so hört man bekanntlich die Stiche nicht über die Gasse; wenn er aber seine zwei oder zehn Gesellen nebst den Lehrburschen des Sonntags arbeiten heißt, und die Obrigkeit wär' zu aufgeklärt, als daß sie hierin eine Störung des Sabbaths fände, so sollte sie jenen Schneider doch wegen groben Diebstahls bestrafen: denn er raubt seinem Nebenmenschen das, was sein ist, nämlich den siebenten Tag. Natürlich geht dies die Fabrikherren und Schnapsbrenner nichts an, denn, wie gesagt, sie können's ja erst abwarten, was dort oben zu der Entschuldigung gesagt wird von wegen der Pfannen, die nicht kalt werden, und der Maschinen die nicht still stehen dürfen. Etwas der Art kommt allerdings auch schon in der Bibel vor, denn in der Hölle werden

gleicherweise keine Sonntage gefeiert und das Feuer daselbst darf auch nimmermehr ausgehen.

ad 2. Da könnte nun so ein aufgeklärter Fabrikant hintreten, der, seitdem er die neue Religion angenommen hat, auch manchmal über die Bibel hat sprechen hören, und seine überflüssige Weisheit etwa so von sich geben: „Ihr Heuchler und Pharisäer! Euresgleichen schalten Jesum auch einen Sabbathsschänder! Hört, wenn jener Mensch 38 Jahre am Teiche Bethesda krank gelegen hat, hätt' er's allenfalls auch noch einen Tag länger aushalten können, und Christus hätte ihn dem Sabbath zu Lieb' erst den folgenden Tag zu heilen brauchen, sammt dem Blindgeborenen und dem mit der verdorrten Hand; oder, da Jesus die 5000 Mann so wunderbar speisen konnte, hätte er seine Jünger, da sie hungerten, auch nicht die Aehren zwischen den Händen zerreiben lassen brauchen, sondern hätte jedem aus einem Stein ein Brod machen können, damit das dritte Gebot in seinen Ehren blieb. Mögen diese Geschichten wahr sein oder nicht, so viel sieht Jeder, daß es mit dem Sabbath nicht so ernsthaft gemeint ist, und die Apostel schreiten in solcher Aufklärung vorwärts, denn Paulus spricht: So lasset euch nun Niemand Gewissen machen über bestimmten Feiertagen oder Sabbather, ingleichen: Lasset euch nicht wiederum unter das knechtische Joch fangen. Jesus stellt die Frage: Soll man am Sabbathtag Gutes thun oder Böses? Arbeiten aber, und seinem Nebenmen-

ſchen nützlich ſein, iſt jedenfalls beſſer als Faul-lenzen!“

Haſt ausgeredt, Syrupskocher? Sonſt will ich noch ein wenig Geduld haben und hinterher meinen Hut abziehen vor deiner großen Heiligkeit; denn du biſt ganz gewiß einer von Denen, die ihre Leute nur aus Nächſtenliebe Sonntags arbeiten laſſen, und damit ſie in kein zu geſetzliches Chriſtenthum fallen. Du ſiehſt mir gerade danach aus! Ich bitte dich, halt dein Maul, ſonſt könnt' Einem ganz unwirſch werden, daß ſo eine klebrige Seele, die längſt in den Pfennig gefahren iſt, oder ihren Sitz zwiſchen Daum und Zeigefinger genommen hat, ſich auf die Bibel und auf den Herrn Jeſus berufen will. Denen, die Sonntags arbeiten wollen, um Geld zu verdienen, legt die Bibel wahrhaftig kein Kiſſen unter. Oder meinſt du, weil geſchrieben ſteht, Chriſtus ſei ein Herr auch des Sabbaths, und weil du dir einbildeſt, das Stümpfchen Licht in deinem hohlen Kürbis-kopf ſei Aufklärung, du feieſt nun auch ein Herr deiner Arbeiter ſo gut Sonntags, wie Werkeltags? Ich will lieber einen Abſatz machen, damit ich nicht in die Hitze komme.

Aus dem, was im Neuen Teſtamente über die Sabbathsfeier ſteht, geht hervor, daß dies Gebot muß leicht mißverſtanden werden können, und daß es die Juden zu unſeres Herrn Jeſu Zeiten grob mißverſtanden haben. Eben weil ſein Nutzen für Fleiſch und Blut nicht gleich in die Augen

ſpringt, kamen die Juden auf den Abweg, es geſchehe mit dieſem Gebote eigentlich blos Gott der Gefallen, und er müſſe ihnen die Befolgung deſſelben ganz beſonders anrechnen. Darüber blieben ſie bei der äußern Satzung ſtehen, und verknöcherten im todten Buchſtabendienſt. Gegen ſolche Auslegung mußte der Herr Chriſtus mit aller Macht einſchreiten, und uns auch hier von der Knechtſchaft des Geſetzes befreien, damit uns die Sabbathsfeier nicht mehr eine Laſt und Beſchwerniß, ſondern die höchſte Freude und ein ſchönes Vorrecht ſei.

Ich muß hier einmal eine Zwiſchenrede ſtellen. Wenn mir hier und da, ſonderlich unter den Weibern, eine allzu ängſtliche Seele vorkommt, die z. E. Sonntags nicht einmal ſtricken mag, oder dem Mann und Geſinde kalte Küche auftiſcht, um nur ja keine unnöthige Arbeit zu thun, ſo will mir das nicht ſo recht zur chriſtlichen Freiheit paſſen. Ich denke an die Jünger, die, während ſie mit dem Herrn reden, die Aehren zwiſchen den Fingern zerreiben, gleicherweiſe wie Einer ſtricken und doch im Predigtbuch leſen kann. Auch giebt man nicht einmal dem Vieh ein geringeres Futter zum Sonntag, warum ſollte der Chriſtenmenſch ſeines Leibes nicht warten an dem Tage, da der Herr gerade den müden Gliedern ihre Ruhe gönnt? Freilich, große Feſteſſen mit langweiligen Verrichtungen dürfen's auch nicht ſein. Doch ich weiß, hier paßt das Wort her Röm. 15, 23: „Wer aber darüber zweifelt und ißt doch, dem iſt es Sünde.“

Gleich wird Einer hintreten und sprechen: Wenn nicht wie bei den Juden, alles und jedes Arbeiten am Sonntage Sünde ist, was darf ich denn thun und was nicht? Lieber, bei allem, was du Sonntags vornimmst, frage nicht: Was? sondern: Warum thu' ichs? und gehe diesem Warum recht tief auf den Grund, bis du findest, ob's aus Kleinmuth, Gewinnsucht, Gleichgültigkeit gegen Gott geschieht, oder aus christlicher Liebe. Das dritte Gebot findet seine Erfüllung und Vollendung in dem Worte des Herrn: „Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen gemacht, sondern der Sabbath um des Menschen willen." Das heißt etwa: das Wort, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, gilt nur für sechs Tage in der Woche, und jeder Christ hat das Vorrecht, den siebenten Tag ruhen zu können; item, jeder Christenmensch, der in seinem ordentlichen Berufe geht, kann sich sechs Tage des göttlichen Segens in demselben gewärtigen, aber am siebenten nicht, denn den hat ihm Gott zu Seines Namens Ehre vorbehalten; item, so lange wir noch nicht zur vollkommnen Freiheit der Kinder Gottes gelangt sind, und dahin kommen, wo wir Sabbath feiern ohne Aufhören, bedarf jeder Mensch um seiner Schwachheit willen zum Wachsthum seines inwendigen Menschen des Sabbathtages. Jeder also, der am Sonntage seinen Nebenmenschen zur Arbeit treibt, begeht an ihm einen dreifachen Raub. Erstlich, er stiehlt seinem Leibe das, was er so noth-

wendig braucht, als Speiſe und Trank, nämlich die Ruhe; zweitens, er nimmt ihm das, ohne welches alles Arbeiten umſonſt iſt, nämlich den göttlichen Segen; und endlich, er entzieht ſeiner Seele die Mittel, zu ihrer Seligkeit zu gelangen.

Dies, Vetter, wär' meine Anſicht vom dritten Gebote. Ich bin ſäuberlich mit meinem Stande gefahren, und habe lieber einen aufgeklärten Fabrikanten, der ſich doch von mir den Schwären nicht ſtechen läßt, in's Treffen gezogen, damit Jene deſto williger leſen ſollten. Mir wär's nun lieb, wenn du mit dem groben Geſchütz hinterherkämeſt. Den Leuten ſo eigentlich in's Gewiſſen reden kannſt Du beſſer als ich.

Noch eins. Wir ſind alle zwei keine Landſtände, und vom Petitionen-Einreichen halten wir auch nicht viel. Was ſich alſo die Obrigkeit am dritten Gebot verſündigt, da können wir nicht für, wollen auch nicht darüber richten. Aber wir wollen ſchreien, ſo lange wir noch in einem chriſtlichen Staate wohnen, bis man uns hört, daß kein ungläubiger Brotherr den Arbeiter, der um ſeines Gewiſſens willen den Sonntag feiert, mehr aus Lohn und Brot jagen darf. Könnten wir's mit Schreien dahin bringen, daß alle Fabriken des Sonntags ganz ſtill ſtehen müßten, ſo ſollteſt Du ſehen, was ich für einen langen Athem habe.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen ꝛc.

Doppelräthſel.

1.

Die beiden erſten Silben, fremder Abkunft zwar,
Sind doch ſo heimiſch jetzt in allen Sphären,
Als ob ſie rechte Landeskinder wären,
Du wirſt in Hütt' und Schloſſe ſie gewahr.
Zwar an ſich ſelbſt ſind ſie nicht tadelhaft,
Doch ſcheint's ſie üben böſe Zauberkraft,
Denn an dem Tiſch, wo ſie die Herrſchaft führen,
Soll öfters gar kein guter Geiſt regieren.
Willſt Du die dritte Silb' ergründen,
Du kannſt ſie in der Vor'gen Srite finden;
Doch auch für ſich mag ſie gar wohl beſtehn.
Bei muntern Kindern, Mädchen oder Knaben,
Trifft Du ſie harmlos, wenn ſie Nüße haben —
Bei Männern läßt ſie ſich gefährlich ſehn;
Ich weiß, daß in ihr an verruf'ner Statt
Oft Einer Hab' und Gut verloren hat.
Aus meinem Ganzen pflegt ein Weibsgezücht,
Trieſäugig oft, des ganzen Dorfes Schrecken,
Den jungen Dirnen heimlich zu entdecken,
Ob bald im Haus der Freiersmann einſpricht.
Nun rathe Freund, doch biſt Du weit vom Ziel,
Meinſt Du die Loſung wäre Kartenſpiel.

2.

Iſt Deinem Freund die Hülfe fern,
Leih ihm die erſte Silbe gern.
Wohl jedem Mann zu allen Zeiten,
Der Frieden hat in meiner Zweiten.
Vom Ganzen eilt ein ſchneller Bote aus
Und fordert plötzlich vor Gericht,
Eh' er's gemeint, den Böſewicht.
Mehr brauchſt Du, Freund, zum Rathen nicht,
Doch bleib' mit Armbruſt mir zu Haus.

3.

Zwei Silben hat mein Wörtchen blos;
Die ein' iſt klein, die and're groß.
Ihm ſcheint nicht mehr der Sonne Licht,
Ob Tag ob Nacht iſt, ſieht es nicht.
Nimm ihm den Kopf, ſo wird's zum Baum,
Wie Du ihn größer findeſt kaum — —
Halt! Leiche, Eiche, rufſt Du? Poſſen!
Rath' anders, Freund, haſt fehlgeſchoſſen!

4.

Bald ſtill und heiter, finſter bald und trübe,
Bald ſcheltend, und ſich opfernd bald aus Liebe,
Kurzum veränderlich ſind meine erſten Beiden;
Doch ſtellt ſie Mancher in befang'nem Sinn
Dem Himmel nah. Freund, laſſe Dich beſcheiden,

Glaub' mir, ſie reichen lange noch nicht hin.
Sie weinen viel — ich bitt' Euch, laßt ſie weinen.
Nach jedem Regen muß die Sonne ſcheinen.
Die dritte Silbe iſt ein Schadenfroh.
Der Herzen Eintracht ſucht ſie zu verbindern,
Und zwiſchen Freunden, Gatten, Eltern, Kindern
Brennt oft nach einem Wort ſie lichterloh.
Nun bliebe noch das Ganze zu beſchreiben —
Gott laſſ' in Gnaden unſ're gute Stadt
Verſchont von der Verwüſtung bleiben
Die oft es angerichtet hat. —
Doch meine Keiner, denn ich lebe gern in Frieden,
Ich woll' auf Weiberzwiſt ein Räthſel ſchmieden.

3.

Durch meine beiden Erſten bricht
Ins dunkle Haus der Sonne Licht.
Verſchließt Du ſie, iſt's finſter um Dich her,
Ob draußen auch der helle Mittag wär'.
Die Dritte iſt es die der Künſtler ſchafft,
In die er Anmuth, Würde, Geiſt und Kraft,
Und was er Hohes nur in ſeinem Herzen trägt
In ſeinen Weihestunden niederlegt.
Das Ganze, wärſt Du noch nicht auf der Spur,
So ſuch es an den beiden Erſten nur.
Doch eh' Du Deine Meinung mir enthüllt,
Glaub' nicht, die Löſung wäre Fenſterbild.

6.

Die erſte Silbe, ob ihr ſie nicht ſeht,
Sieht ſie dem Ohre doch ſich deutlich kund.
Die Zweite iſt zu allen Zeiten rund,
So daß im Gang ſie um ſich ſelbſt ſich dreht.
Soll ich das Ganze nun noch nahe legen?
Es kann ſich in der Erſten nur bewegen.
Nun, lieben Vater, ſchließ' ich den Bericht,
Nur eins noch ſag' ich: Mühlrad mein' ich nicht.

Inhalt des zweiten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

	Seite
An seinen Vetter zu Neujahr	3
An denselben über eine Kindtaufe	8
Eine Correspondenz zwischen dem Schulzen Gottlieb und einem katholischen Maurergesellen	13
An den Kantor Kirchtegott, als ihn derselbe um seine Meinung über das Singen befragt	35
An seinen Vetter, als sein neues Haus gerichtet wurde	43
An seinen Vetter Fabian im Pommerland, über die Kunst, Aerzte zu feiern	146
An seinen Vetter, den Kantor, über die Tauben	156
An denselben über Thurmsucht und Hungerneth	202
An denselben über die Sonntagsfeier	215

Vermischtes.

Lückenbüßer. Der Haiensprung	36
" Der gelehrte Zeisig	38
" Der Nürnberger Trichter	50
Ein Kranz auf einen Grabhügel	68
Flick- und Stückwerk. Fernere Mittheilungen aus dem Leben des Schneidergesellen Franz Schwertlein ꝛc.	79
Ein Besuch im Postwagen	125
Die Geschichte vom lahmen Heini	176

Gedichte.

		Seite
Architekt.	Weihnachtslied	30
„	Der stille Freitag	32
„	Der große Sabbath	33
„	Osterlied	34
Zimmerspruch	(eingeschlossen)	50
Strafkarpfen.	1. Für die Mäher	60
„ „	2. Für die Hasler	63
„ „	3. Nach einer Mißernte	65
An Frl. A. v. M.		113
Neujahrsgruß der Hallesen an den König		117
Nützliche Anweisung, wie eine Uhr zu gebrauchen		118
Der alte Feiermann		120
Verlassigung		167
In dem Büchlein:	Die Revolution im Waatlande	169
Der 11. April 1847		170
An die Blumen		172
Für A. W., als sie der Schwester den Brautkranz brachte		174
Doppelräthsel		227

Auflösungen. 1. Kürbis. 2. Rathhaus. 3. Pinte, Pinte. 4. Wellenbruch. 5. Augenlicht. 6. Fastball.

Gesammelte Schriften

von

Gustav Jahn.

Dritter Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1848.

Der Brautſtand.

Briefe an einen Freund.

I.

Lieber Wilhelm!

Bereits iſt ein volles Vierteljahr verſtrichen, ſeit ich mit wehender Flagge über den neuen Wendekreis meines Lebens geſegelt bin, und doch habe ich Dir, wie Du in Deinem letzten Briefe klagſt, noch nichts weiter geſchrieben, als die dürre Anzeige meiner Verlobung. Aber bedenke, daß ſelbſt unter dem harten Stecken Moſis ein Bräutigam ein Freijahr hatte, in welchem man ihm keinerlei Laſt auflegen durfte. Indeß, ſeit der Gefühlsſtrom wieder in ein ruhigeres Bett geleitet iſt, regt ſich bei mir von ſelbſt der Drang, ihn mit dem Senkblei zu durchforſchen, und Deine Liebe iſt mir von jeher viel zu ſonderlich geweſen, als daß ich nicht gegen Dich am liebſten mein Herz ausſchüttete.

Du fragst mich, ob ich das gefunden habe im neuen Stande, was ich suchte, ob die reichen, goldenen Ahnungen des Jünglingsherzens auch wirklich alle in Erfüllung gegangen sind? Lieber, wenn ich meiner Braut in die treuen, klaren Augen schaue, so kann ich aus vollem Herzen sprechen: ich fühle mich ganz glücklich — aber doch sieht die Wirklichkeit anders aus, als die bunte Traumwelt, von der Du redest. Und der Uebergang ist ein so plötzlicher! Die Werbung selbst steuert noch die ängstliche Scheu des befangenen Herzens an ein körperloses Ideal — wirst Du mir glauben, daß ich fast erschrak, als ich wenige Augenblicke darauf wirklich Fleisch und Bein in meinen Armen fühlte. Damit hatte ich aber auch das Schiffein auf dem Meere der bisher Brautphantasien für immer verlassen und den Fuß auf Grund und Boden der neuen Welt gesetzt. Ich meinte, ich hätte in meinen Gedanken schon vorher jeden Weg in diesem Lande durchwandert, und doch kam mir nun alles so fremd und außerordentlich vor. Und so geht es mir zum Theil noch jetzt. Eine neue Heimathsluft umweht mich, ich pilgre in einem Lande, dessen Grenzen ich noch nicht kenne — werde ich mich zurecht finden in dem unbekannten Gebiete nach dem stillen Tempel des häuslichen Glückes, den so Viele suchen und den doch nur so Wenige erreichen?

Einen Wegweiser nach ihm kenne ich, und mit Gott will ich den Pfad betreten, den mir seine ausgerecke Hand gezeigt hat.

Es ist so groß, daß unser Herr alle seine Gleichnisse aus Gebieten des täglichen Lebens genommen hat, die Jedem bekannt sind, oder bekannt werden können. Da ist nirgends ein Suchen nach Neuem, Ungewöhnlichem, Geistreichem, ein Spielen mit Worten, ein Hinübergreifen in das Reich der idealisirten Möglichkeit, Alles hat Leib und Leben, und doch überall: O, welch eine Tiefe des Reichthums! So hat Er sich nun selbst den himmlischen Bräutigam genannt, und in einsamen Stunden gebe ich jetzt gern stillsinnend diesem Bilde nach. Doch nicht die unklaren Gefühle, welche das Jünglingsherz durchzittern und die es auf das wesenlose Gebilde seiner Phantasie überträgt, sind das Gleichniß seiner ewigen, göttlichen Heilandsliebe, sondern unser Herr hat an einen wirklichen Bräutigam, an eine Brautliebe mit Fleisch und Blut gedacht. Ja, und die Weisheit dessen, der sich selbst entäußert und der nicht das Seine gesucht hat, hat hier, wie immer, das Rechte getroffen, denn es giebt kein anderes menschliches Verhältniß, wo, mag es auch durch die Sünde noch so getrübt sein, unser alter Erbfeind, die Selbstsucht, so weit hintenaus stehen müßte. Dies sich selbst Ver-

geſſen und aus ſich Herausgehen, dies Hingebende und Aufopfernde wirft einen Verklärungsſchimmer auf jedes Brautpaar. Wie Du, wenn Du an jenes große Gleichniß denkſt, dem Säemann auf dem Acker mit Andacht zuſchauen kannſt und darüber vergiſſeſt, daß er vielleicht müde und verdroſſen, wie die Stiere im Joch, auf den friſch gepflügten Furchen hinſchreitet, ſo erſcheint in ſolchem Lichte auch ein Brautpaar wie eine Erinnerung an jene erſte ſelige Zeit, die die arme ſündige Erde einſt geſehen hat.

Freilich, wenn Du ſchreibſt, daß jedes Brautpaar Anfangs etwas Komiſches habe, und wenn es allmälig aus dieſem Stadium heraustäte, für den Dritten etwas unerträglich Langweiliges bekäme, ſo klingt dies allerdings anders, als wenn ich von Heiligenſcheinen rede, aber doch kommt es nur auf die Augen an, mit welchen man die Dinge anſehen will. Das komiſche Element liegt in dem Neulingsgeſicht, in einer gewiſſen Unbeholfenheit, die, den Augen der Menſchen gegenüber, aus ſchüchterner Verſchämtheit und desperater Dreiſtigkeit zu gleichen Theilen zuſammengeſetzt iſt; die Langweiligkeit aber für jeden Dritten iſt noch viel erklärlicher, weil eben Brautleute ſich ſelbſt ſo vollkommen genug ſind, daß für ſie gar kein Dritter exiſtirt. Denke nun dies Alles

auf das geistige Leben. Wenn in einem armen Menschenherzen die Gnade Gottes zum Durchbruch kommt, wenn es die Liebe des himmlischen Bräutigams zu erwiedern beginnt, wie wird da auch mit einem Male die ganze äußere Erscheinung eine so völlig andere, und die erste Neulingsunbeholfenheit, die gleichfalls halb aus zu schüchternem Zurückziehen, halb aus zu dreistem Hervortreten besteht, ist auch ein Stück von der göttlichen Thorheit, die der Weisheit dieser Welt so oft lächerlich vorkommt. Was Du aber Langweiligkeit nennst, das möchte seine glänzendste Auslegung recht augenfällig an einer besondern Erscheinung bei den Christengemeinden zu der Apostel Zeiten finden, die noch in dem Feuer der ersten Liebe standen. Paulus spricht in dem 14. Kap. des ersten Korintherbriefes viel über das Zungenreden und bezeichnet damit, wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, einen seligen Zustand, in dem die gläubige Seele nichts fühlt und empfindet außer der Nähe des Herrn, und mit ihm in einer für alle Umstehenden völlig unverständlichen Sprache redet. O, daß doch auch unsere Seelen und Herzen in einer solchen Unmittelbarkeit des Umganges zu ihm stünden! — Freilich sagt der Apostel auch: ich wollte wohl, daß ihr Alle mit Zungen redetet, so aber hineinkäme ein

Laie, oder ein Ungläubiger, würde er nicht denken, ihr wäret unsinnig? — und also auch, wenn lauter Brautpaare auf der Welt wären, würde keins das andere langweilig finden; aber sintemal es eben nicht also ist, sollen auch die Brautleute ein Einsehen haben und wenn sie einmal in Gesellschaft sind, nicht mit Zungen reden, das heißt nicht Alles um sich her vergessen.

Die rechte Liebe zu dem himmlischen Bräutigam hat den Wahlspruch: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein," und etwas Aehnliches findet sich auch bei der irdischen Brautliebe, als neuer Beweis, daß sie ihr Ziel und ihre Vollendung noch wo anders sucht, als in der spätern, ehelichen Vereinigung. Du kennst mich, daß ich von Haus aus zu sentimentalen Ueberschwenglichkeiten nicht hinneige und gerne die Dinge mit nüchternen Augen ansehe, aber doch ist mir in den glücklichsten Stunden des Beisammenseins mit meiner Braut schon manchmal der Gedanke gekommen, daß es schön sein müsse, als Bräutigam zu sterben, natürlich mit der Braut, denn sonst möchte ich ihr so großen Schmerz nicht machen. Ich habe aber dasselbe schon von vielen Brautleuten gehört und gerade bei den frischesten, lebenskräftigsten Naturen treten diese Gefühle am stärksten hervor. Woher kommt aber das? Doch gewiß, weil der

Liebende fühlt, daß er einmal herausgetreten iſt aus der Sandwüſte des alltäglichen Lebens, aus der jedem Menſchen angeborenen und durch die Macht der Gewohnheit ſich täglich mehr verknöchernden Philiſterhaftigkeit, und ſich vor dem „Zurückſinken“ fürchtet — doch gewiß, weil die Liebe zwiſchen Mann und Weib von Gott ſelbſt in die Menſchenbruſt gelegt, alſo göttlichen Urſprungs iſt und in den Morgenſtunden ihres Erdentages ſich noch nicht recht finden kann in die fremde Welt ringsumher, wie das neugeborne Kind weinend ins Leben tritt, als fühlte es ſich nicht heimiſch und ſehnte ſich wieder fort, oder wie die Knospe lange zögert, den Kelch zu öffnen und als volle Roſe das neue Daſein zu beginnen, gleich als ahnte ſie, daß der Glutſtrahl der Sonne ihre Farben bleichen und der Hauch des Windes ihren Blätterſchmuck abſtreifen wird — doch gewiß endlich, weil ein Sehnen und Harren durch alle Kreatur geht nach des Leibes Erlöſung und dieſes Sehnen um ſo ſtärker wird, je näher ſie ſich dem Vaterhauſe fühlt. Das Wort aber, das unſer Herr über die gefallene ſündige Menſchheit hingeſprochen hat: „Wahrlich, wahrlich, du mußt von Neuem geboren werden!“ klingt, wenn auch unklar und unbewußt, in jedem Herzen wieder, und der Liebende meint die Geburtswehen

des neuen Lebens zu empfinden. Kurzum, jenes Sehnen iſt bei Brautleuten häufig da, aber ſie ſterben nicht daran — damit jedoch ſollen ſie ſich tröſten, daß es geiſtiger Weiſe eine Jungfräulichkeit giebt, die wir, wie die Braut ihren Myrthenkranz aufhebt, mit hinüber nehmen ſollen bis in das ſpäteſte Alter, damit wir, um mit der Bibel zu reden, einſt als reine Jungfrauen mit dem vollen Duft der erſten Brautliebe dem himmliſchen Bräutigam zugeführt werden.

Vielleicht wirfſt du mir vor, daß ich zu ſehr ins Schöne male und aus Brautleuten halbe Heilige mache; doch das liegt nicht in meiner Abſicht, ich habe ja auch nur die eine Seite des bräutlichen Lebens geſchildert. Ich kenne ein altes Gemälde, das Bruſtbild einer weiblichen Figur vorſtellend. Auf der einen Seite voller Anmuth und Jugendſchöne, iſt die andere Hälfte bereits ein Raub der Verweſung geworden, und dieſer grelle Kontraſt des friſchen Lebens mit den grauenvollen Verwüſtungen des Todes, macht auf jeden Beſchauenden einen tiefen Eindruck. Siehe, auf weißem Grunde tritt das Schwarze am ſchneidendſten hervor, und ſo iſt mir das Sündliche im Menſchen noch nie abſchreckender vorgekommen als gerade jetzt. Doch dies Kapitel will nur angedeutet ſein, um des erforderlichen Gegengewichtes wil-

len, welches die angeführten Lobpreisungen haben müssen. Sonst halte ich nicht viel von dergleichen Offenbarungen. Ich weiß, man kann auch mit dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit prunken wollen.

Ich denke, meine Mittheilungen werden Dir für diesmal ausführlich genug sein, daß Du nichts mehr dagegen hast, wenn ich endlich schließe als

Dein ꝛc.

II.

Du biſt alſo diesmal mit der Bräutigams-langweiligkeit zufrieden geweſen und begehrſt ſogar noch eine weitere Probe. Möchteſt überdies ausführlicheren Bericht über die eigentliche Verlobungsſcene — ich ſoll den Wendekreis ſelbſt ſchildern, und wie mir zu Muthe war, als ich ihn überſchritt. Freund, das ſind alles Dinge, die ſich nicht beſchreiben laſſen, die man ſelbſt erleben muß. Hätteſt auch nicht viel geſehen, wenn Du heimlich hinter mir geſtanden hätteſt im entſcheidenden Augenblicke. Meine Werbungsgeſchichte iſt wie die meiſten andern — lange Vorkehrungen und Vorbereitungen, eine ausſtudirte Rede im Kopfe (ſollte eigentlich heißen einſtudirte, aber wenn's zum Treffen kommt, findet ſich, daß ſie wirklich ausſtudirt iſt), einiger Angſtſchweiß auf der Stirn,

viele Beklommenheit im Herzen — und zuletzt kommen doch nur etliche unpaſſende Worte heraus, und man hat ſich zuſammengefunden, man weiß ſelbſt nicht wie, und bald iſt einem Jeden, als wäre es ſchon lange ſo geweſen und könne gar nicht anders ſein. Wenn die Seefahrer die Sonnenlinie paſſiren, ſo iſt da auch kein dicker Strich quer durch's Meer, und doch iſt das Schiff, das eben noch diesſeits war, in wenigen Minuten ſchon auf der andern Erdhälfte, und der eigentliche Wendepunkt muß ſich mathematiſch bis auf die Breite eines Haares abgrenzen laſſen. Siehe, gerade ſo plötzlich und doch auch ſo unmerklich wird das Menſchenherz über die Linie geführt, welche durch das gewaltige Wort geht: Hier Chriſtus und dort Belial! Man findet ſich drüben, mag auch meinetwegen den geiſtigen Geburtstag, ja die Geburtsſtunde wiſſen können, aber die Linie ſelbſt hat noch kein menſchliches Auge geſehen.

Wie einem Bräutigam zu Muthe iſt, das drückt Luther in einem ſeiner Briefe unübertrefflich ſchön in den Worten aus: „Sonſt war man allein, und nun iſt man ſelbander!“ Wirf mir nicht ein, daß er dies nicht von der Brautzeit, ſondern vom Eheſtande geſagt habe, denn bekanntlich lagen bei Luther Verlobung und Hochzeit nicht bei einander, ſo daß wir Bräutigam's wohl ein

Recht haben, uns dieſes Wort anzueignen. Alſo, Alles was das Herz bewegt und Schmerz oder Freude bereitet, wird drüben mit durchgefühlt und und man bekommt ſelbſt von dort her noch eine ganze Menge neuer Gedanken und Gefühle in den Kopf. Dies Selbanderſein iſt das Weſen der bräutlichen Liebe, wie ja auch gleich vorn am Eingange der Schrift geſchrieben ſteht: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“ Warum es nicht gut iſt, darauf wollen wir uns jetzt nicht einlaſſen, genug, auf dieſem Grunde wurzelt das Ausgehen aller Jünglingsherzen, um zu ſuchen, und das ſtille Harren in jeder Mädchenſeele, ſich finden zu laſſen. Ich wollte nur darauf kommen, daß auch dies Selbanderſein erſt im geiſtigen Leben ſeine höchſte Vollendung findet, denn auch da ſind wir nicht zum Alleinſein geſchaffen. Da ſoll jede Menſchenſeele eine Jungfrau ſein, und das Weib iſt ja noch weniger in ſich ſelbſtſtändig, als der Mann. Sie läßt ſich alſo finden von einem derer, die um ſie werben, und das ſind im Grunde nur zwei, und dieſe zwei ſind gegeneinander; wo der Eine einkehrt, da wendet der Andere den Rücken — ich komme noch einmal auf den Spruch: Hier Chriſtus und dort Belial — es giebt hier keine breite Mitte, ſondern rechts und links grenzen ſie ſich ab bis auf die Breite eines Haares,

chen der Strick ſelbſt vor unſern Augen verborgen iſt.

Chriſtus nun wirbet wie ein rechter Bräutigam um die Seele, geht ihr nach auf allen ihren Wegen, und wenn ſie ſich ihm ergiebt, ſo ſteckt er ihr den Ring an den Finger, darauf ſtehen die Worte: „Ich habe Dich je und je geliebt!“ und verheißet ihr dabei: „Es ſoll Dich Niemand aus meiner Hand reißen!“ und geht fort und fort ſo milde und ſo zart und ſo ſchonend mit ihr um, daß alle Bräutigamsliebe und Zartheit ſich dagegen nur wie der Schatten zum Weſen verhält. Der Belial hingegen hofirt wohl anfangs fein ſäuberlich um die arme Seele herum und verheißt ihr in glatten Worten viel goldne Dinge, ſchenkt ihr auch ein Ringelein, darauf ſteht: „Freuet euch des Lebens!“ aber er wird der Brautzärtlichkeit bald überdrüſſig, wird ein grober Ehemann, und wenn ſie ſich nun endlich ſträubt, zieht er ihr zuletzt einen Ring durch die Naſe und ſchleppt ſie hinter ſich her, wie der Treiber das Thier. — Weil nun viele Seelen in ihrem geiſtigen Leben nie eine eigentliche Brautzeit geſchmeckt haben, ſo treten auch die aufgeklärten Hohlköpfe hin und nennen das alte Gleichniß vom himmliſchen Bräutigam kindlich, und es iſt doch ſo ſehr ernſt und tief und

hochherrlich, daß es Niemand genug ausdenken kann.

Ueber die Belialsdirnen haben wir uns also nicht zu wundern, wenn sie vom himmlischen Bräutigam nichts wissen wollen, aber merkwürdig ist, daß im alten Testamente sich Gott den Herrn, den Mann, und sein Volk Israel das Weib nennt, das er sich angetraut hat, während Christus der Bräutigam sein will fort und fort bis an das Ende der Tage, wie denn auch die ganze heilige Schrift schließt: „Und der Geist und die Braut sprechen, komm! ja komm, Herr Jesu!“ So lange aber blos das Gesetz uns gegenüberstand, konnte auch die Menschenseele den Duft der Jungfräulichkeit nicht behalten, das von Gott erwählte Weib sank zur gemeinen, ehebrecherischen Magd herab, die Schande ihrer Blöße mußte offenbar werden, wie das Alles in den Propheten ausführlich genug zu lesen ist. Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unseres Heilandes, und allein diese unaussprechliche Liebe und Langmuth und Erbarmung ist im Stande, durch die Jahrtausende hindurch in ewig gleicher Frische und Zärtlichkeit und Geduld und Schonung die sündige, abgefallene Menschheit zu lieben, zu tragen und zu schonen, wie ein Bräutigam die Braut. Und es giebt nun wahrhaftig

auch bei den Menſchenkindern eine Brautliebe, denn wir haben nicht einen knechtiſchen Geiſt empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten, ſondern wir haben einen kindlichen Geiſt empfangen, durch welchen wir rufen: „Abba, lieber Vater!

Ich kehre noch einmal zu den Wendekreiſen und Sonnenlinien zurück. Es geben ſolche Linien durch alle menſchlichen Verhältniſſe hindurch, und leichter Sinn und Leichtſinn, kindliches und kindiſches Weſen, wahre Empfindung und Empfindelei liegen überall dicht bei einander. Im Brautſtande ſind ſie vielleicht am ſchärfſten gezogen und werden am leichteſten überſchritten. Daß ich mich ſchon manchmal auf feindlichem Gebiete ertappt habe, will ich Dir ohne Widerrede geſtehen, aber ich erkenne auch, daß wir mit großem Ernſte danach ſtreben müſſen, überall das rechte Maß zu treffen.

Die Liebe iſt ein Geheimniß, und der Apoſtel Paulus ſagt, das Geheimniß iſt groß. Sie beginnt als geheimnißvoller Zug der Herzen zu einander und würde untergehen, wenn ſie jemals aufhörte Geheimniß zu ſein. Das Eiſen ſiehſt Du wohl, das den Magnet feſthält, aber die verborgene Kraft, die beide unwiderſtehlich verbindet, bleibt aller Menſchenweisheit verborgen. Jedes

Mitaufnehmen eines Dritten würde das Wesen der Liebe vernichten, denn ihr Geheimniß besteht eben darin, daß Zwei Eins werden. Nun hat aber die Liebe, obwohl sie der Welt außer ihr gegenüber ein fortwährendes Geheimniß ist und nothwendig bleiben muß, doch auch das fortwährende Bedürfniß, sich mitzutheilen und auszuströmen, und wenn auch unsere Brautleute nicht gerade ihr Geheimniß preisgeben, so verwischen sie doch mindestens oft den Blüthenschmelz, den jedes Brautpaar für seine Umgebung haben sollte.

Wenden wir nun das Gesagte auf die Liebe zum Herrn an, so muß die auch ihrer Natur nach immer ein Geheimniß sein, so stark auch der Drang sich mitzutheilen ist. In der Schrift wird sie mit zwei weidenden Zwillingsrehen verglichen. Es läßt sich kaum ein zarteres, treffenderes Bild denken. Treten andere Rehe aus dem Waldesdickicht auf die stille Wiese hervor, so lassen sich jene wohl nicht im Weiden stören, aber scheu entfliehen sie allen fremden Blicken. Ich mag es nicht leiden, wenn Einer seine Gnadenerfahrungen, seine Gebetserhörungen so allzeit fertig vor der ganzen Welt auskramt. Wir sollen es wohl nicht lassen können, allezeit zu zeugen von ihm, und man muß uns unsere Liebe wohl ansehen

kennen, gleichwie sie einer Braut fortwährend auf der Stirne geschrieben steht — aber der Welt gegenüber, — da gilt der Spruch: Er führet mich heimlich in sein Gezelt!

Doch nun genug für diesmal, bis auf die Bitte, daß Du mir wieder auf etliche Wochen Bräutigamsferien gewährst. Vielleicht setze ich dann später diese Mittheilungen fort.

Wie immer

Dein ꝛc.

III.

Zwischen meinem letzten Briefe und diesen Zeilen liegt wiederum eine geraume Zeit, und die ist mir bald lang geworden, bald pfeilschnell entflogen, je nachdem ich meine Bahn im auf- oder absteigenden Knoten befunden hat. Ich mache es nämlich dem Monde nach; alle vier Wochen ist ein Kreislauf vollendet und dann sehe ich meine Braut wieder von Angesicht zu Angesicht. Jetzt eben habe ich das Neulicht bereits hinter mir, die Trennungsmitte ist vorüber, die Sichel des zunehmenden Mondes schimmert lustig und wird alle Tage größer. Liebe, und die Freude des Beisammenseins ist bei Brautleuten recht wie das Mondlicht; denn der abnehmende Mond verbirgt uns seinen Schein, das heißt, er scheint in demjenigen Theile der Nacht,

den wir verschlafen, der zunehmende aber begleitet uns bei der Tagesarbeit und erhellt lieblich den Feierabend. So will auch bei Liebenden der Rückblick auf das Durchlebte nie recht Stand halten, kommt allenfalls wie ein schöner, lieblicher Traum; aber weit in den Vordergrund tritt der Gedanke an die neue Vereinigung. Die Hoffnung vermag weit eher die Trennungszeit zu erhellen, als die Erinnerung. Fortwährende Sehnsucht in tiefster Brust, ist gewiß das charakteristischste Merkmal der Brautzeit. Und das ist ja auch so natürlich. Die Herzen fühlen sich eins in der Liebe und sollen doch im Leben getrennt von einander schlagen. Wäre dieses von Tage zu Tage wachsende Sehnen nicht, so würden sich alle Verlobten in den frischen Maienduft des Brautstandes verlieben, würden nicht mit banger Freude nach dem Tage der endlichen, bleibenden Vereinigung blicken. Die Brautzeit soll die schönste Zeit sein im Leben — ich lasse das gelten, wie ja auch der Frühling die schönste ist im Jahre — aber doch drängt im Mai das Knospenleben am ungeduldigsten nach weiterer Entfaltung. Auch wem die Braut nicht, wie mir, in weiter Ferne wohnt, ja wer sie alle Tage sieht, der fühlt doch dieses Sehnen in gleicher Stärke; denn je häufiger das Beisammensein, um so öfter gilt es auch sich loszureißen.

Lieb', da komme ich unvermerkt auf einen neuen Vergleichungspunkt, und vielleicht auf den schlagendsten, zwischen der irdischen Liebe und der des himmlischen Bräutigams zu der erlösten Seele. Die Grundfarbe aller Christenherzen, so lange sie in diesem Leibe wallen, ist ein nie gestilltes Sehnen nach Ihm, denn sie feiern auf Erden eben noch die Brautzeit. Die Herzen sind eins geworden in der Liebe, aber die Füße wandeln auf verschiedenem Boden. Die Braut muß ihres Vaters Haus und ihre Freundschaft verlassen und dem Bräutigam in die zum Empfange bereitete Wohnung folgen. Christus wohnt im ewigen Lichte, und wir haben hier keine bleibende Stadt, darum sehnen wir uns allezeit bei ihm zu sein, und darum ist das Himmelreich gleich einem Hausvater, der seinem Sohne Hochzeit machte. Ja dort, dort ist der große Hochzeitstag, der Tag der ewigen Vereinigung, zu dem wir hier die Lampen helle machen sollen.

Wir sehnen uns, allezeit bei Ihm zu sein! O, wer doch das von sich in Wahrheit sagen könnte! Christus, ja der hat die rechte Bräutigamssehnsucht. Mögen wir uns noch so weit verlaufen haben, er ist uns überall nahe; wenn wir die Augen aufschlagen nach ihm, siehe, so steht er bereits hinter unserer Thür und blickt durchs Fenster. Aber,

o wie viel fehlt noch, daß unſere Seele die rechte Braut iſt, die nicht leben kann ohne ihren Bräutigam, in deren Herzen fern und fern die Klage erklingt: „Zage mit an, wo du weideſt!“

Wenn ich in einſamen Stunden ſo denke, dann kommt's mir oft ſo wunderbar vor, wie ich mit meiner Braut mich zuſammengefunden, wie unſere Herzen, die ſich ferne und fremd waren, haben eine weiten können in inniger, unzertrennlicher Verſchmelzung. Wohlan! das iſt das Geheimnis der Liebe, und wir deuten und löſen dieſes Rätſel nimmer. Aber wunderbar dünkt's mir nicht, daß ich mit immer ſtärkeren Banden mich an meine liebe geknüpft fühle — muß ich denn da nicht wieder lieben, wo ſich ein Herz mir ſo ganz hingiebt und immer völliger in mir aufgeht? Hier nun hört der Vergleich auf, ja das iſt das Wunderbare, das Unbegreifliche, das Staunenswürdige, daß der Herr uns fortlieben kann, uns, die wir ihn noch ſo wenig wieder zu lieben verſtehen.

Wenn ich die Brautliebe eines Chriſten ſchildern könnte, ſo müßte ich in der ganzen Geſtalt ein tief ſchwermütiges Lied anſtimmen, der ſich etwa in die Klage überſetzen ließe: O warum lieb' ich doch ſo ſehr, und ſo wenig meinen Herrn? Um dieſer Klage willen darf auch der

Braut hat nicht bleiben können, die irdische Sehnsucht muß aufgeben in der Ehe; das rechte eheliche Zusammenleben soll uns aber nicht etwa abziehen von einer innigen Vereinigung mit Gott, von einer vollständigen Herzenshingabe, sondern es soll uns in dieselbe immer mehr einführen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hat Gott der Herr gesprochen, und deshalb segnet die Kirche alle Ehen ein und spricht fest und fest über dieselben das Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Doch nur im Jenseits der Trübsal wird das Gold von den Schlacken geläutert. — Vor einigen Wochen hat es dem Herrn gefallen, meiner hier verheirateten Schwester ihr Töchterchen wieder abzufordern. Es war ein so zartes, lieblich Kind, das erste Enkelchen meiner Eltern, und hatte noch nicht ganz ein Lebensjahr vollendet. Da lag's nun und krümmte sich wie ein Wurm vor dem herannahenden Tode, bis endlich das kleine Herz brach. Noch hatte es seiner Mutter nur durch Lächeln danken können, aber es konnte uns bereits Alle. Nun hat's sterben müssen und ist ein Raub der Blumen geworden.

Man sollte meinen, als Bräutigam vor sich einen recht hohen Ehehandelsartikel zu sehen, das müßte den Blick in die Zukunft trüben. Bei

mir iſt aber der Eindruck dieſes Totenfeſtes ein zwar ernſter, aber doch milder und heiligender geweſen, und mit neuem Mute und getroſter Zuverſicht gehe ich den kommenden Tagen entgegen. Wer die große Klage begreift, daß wir ſo leicht am Staube kleben bleiben, uns einwohnen und die Fremdlingsſchaft auf Erden vergeſſen, der muß auch den Segen ahnen, der von ſolchen Sterbebetten aufgeht. Da ſchreibt der Herr mit dem eignen Herzblute der Eltern einen Denkzettel an den Himmel, daß ſie die Blicke unverwandt nach droben richten. Da wird das harte Herz geſpalten und das Reis des himmliſchen Heimwehs eingepfropft, daß es mächtig emportreibe, die Wildlinge um ſich der erſticke und Paradiesfrüchte bringe. Mit dem Leibe des Kindleins muß ja auch ein Stück des natürlichen Menſchen der Eltern zugleich begraben werden, der geiſtige Menſch aber, der da weiß, daß die junge Seele nun dem Herrn im Schooße ruht, fühlt ſich droben eingebürgert. Siehe da ein Tröpflein Honig, das ich mir im Vorbeigehen aus dieſer Paſſionsblume geſogen!

Mein Brautſtand hat überhaupt ſchon recht ernſte Stunden gehabt. An einem Sonntage des vergangenen Sommers hatten wir einen lieben Freund beſucht und ich ſtand mit meiner Braut während

eines Gewitters am offenen Fenster, dem fallenden Regen zuschauend, wie er das dürre Gartenland erquickte. Da schlug der Blitz hart vor uns in dem gegenüberliegenden Hause ein, zündete, und tötete zwei Menschen auf der Stelle. Es war ein furchtbarer Schlag und der Luftdruck schleuderte uns weit zurück. In einem meiner vorigen Briefe erzählte ich Dir, daß Brautleute sich oft sehnen, mit einander sterben zu können, siehe, hier war ein gemeinschaftlicher Tod uns so nahe gerückt, wie noch nie. Die Zukunft des Menschensohnes wird auch sein, wie der Blitz, der da scheinet vom Aufgang bis zum Niedergang, und alsdann sollen die Seinen ihre Häupter aufrichten, weil die Stunde ihrer Erlösung naht — wir aber, wir zitterten Beide, und die Furcht überfiel uns, wie ein gewappneter Mann. Warum zitterten wir? und hättest Du nicht gezittert an unserer Stelle? Der Prophet weissagt von dem Herrn: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen" — wie viel hat der Herr noch aus unsern Herzen auszuscheiden, durch welches Feuer der Trübsal werden wir noch gehen müssen, bis auch wir sprechen können: „Wir fürchten uns nicht, wenn gleich das Meer wütete und wallete?"

Mit der verflossenen Zeit liegen auch die schönen Tage hinter mir, in denen ich meine einstige

Lebensgefährtin zum ersten Male in die Stätte ihres künftigen Waltens habe einführen können. Sie hatte mich mit ihrer Mutter besucht; wie Du weißt, ist der Vater meiner Braut schon vor längerer Zeit heimgegangen. Meine liebe, zweite Mutter fürchtet sich so vor der Zeit, wo sie die Tochter von sich lassen muß in die Ferne; auch meiner Braut bangt vor der Trennung, und je näher dieser Zeitpunkt rückt, mit um so innigerer Theilnahme blicke ich oft auf die trauernde Mutter.

Wenn ich mit tiefinnerer Befriedigung stets neue Seiten entdecke, die das irdische Gleichniß der ewigen, himmlischen Liebe immer treffender erscheinen lassen, so sinne ich nun auch, welche Deutung solcher **Trennungsschmerz** in diesem Lichte gewinnt. Vielleicht dünkt Dir die Antwort leicht. Christus selbst spricht ja: „**Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth**“ und wie nun die bräutliche Liebe stärker ist, als das Band, das uns an die Elternherzen bindet, so muß auch die Liebe zum Herrn stärker sein, als alle **natürliche Bande**, die uns an die Erde fesseln; sie hat den Wahlspruch haben: Du bist's gar! Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. — Die Auslegung wäre gut, aber ich habe meine zweite Mutter so lieb und es betrübt mich,

wenn ihre Liebe zu uns und unsere Liebe zu ihr in diesem Gleichniß einen so niedrigen Platz einnehmen, wenn das Losreißen von dem Mutterherzen die Trennung von der Welt und ihrer Lust abbilden soll. Ist doch auch die Mutterliebe so hoch gewürdigt worden, daß der Herr sie mit seiner Liebe vergleicht, wenn er spricht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen" u. s. w.? Und doch ist's so, das Ausgehen aus dem Elternhause deutet zunächst auf das: „Verkaufe was du hast und folge mir nach" — aber wunderbar, was unser Gleichniß auf der einen Seite nimmt, das giebt es auf der andern wieder, und auch die Elternliebe findet ihr ewiges Urbild und ihre hochherrliche Verklärung. Im höchsten Opfer liegt zugleich immer die höchste Seligkeit. Je größer die Entsagung, um so tiefer das Bewußtsein der überwundenen Selbstsucht. Das blutende Elternherz, wenn beim Losreißen des geliebten Kindes der Trennungsschmerz aufgeht in der Freude an seinem Glück, wird zum Abbilde der höchsten Liebe, die sich selbst mit einem Hausvater vergleicht, der seinem Sohne Hochzeit macht, jener Liebe, die um unsertwillen den Eingeborenen dahingegeben hat.

Ich habe mich müde geschrieben und habe doch noch so Manches auf meinem Herzen. Du wirst bald wieder hören von Deinem ꝛc.

IV.

Du möchteſt gerne die Tonart kennen lernen, aus welcher ich die Vortrefflichkeiten meiner Braut beſinge? Wohl wahr, daß allen Verliebten ein unwiderſtehlicher Hang zum Verſemachen innewohnt und daß dieſes Prickelfieber allerhand Albernheiten zu Tage fördert; aber ſpöttele nicht darüber, ſprich nicht von Daumenſchrauben, die den kümmerlichen Blutotropfen der poetiſchen Ader aus den äußerſten Fingerſpitzen herauspreſſen; gewöhne Deine Zunge daran, ſelbſt ſolchen Abgeſchmacktheiten die Würze des urſprünglichen Gewächſes abzufühlen, und finde dann in dieſem poetiſchen Preßzwange einen neuen Beweis der herzerneuernden Kraft der Liebe, die ſelbſt den eingefleiſchten Philiſter aus dem langgewohnten Schlendrian emporreißt. Ein Paar Liebende ſind ja

ohnetics wie ein wohltönender Ver[illegible] in der Ungereimtheit der verkehrten, menschlichen Natur übrig geblieben ist von ihrer ursprünglichen Harmonie, und ich finde den Drang so natürlich, daß gehobene Stimmung auch in gebundener Sprache sich mitteilen möchte. Ob's aber recht ist, einem Dritten in das Raritätenkästchen seines Herzens blicken zu lassen, das ist eine andere Frage. Wenigstens, scheint mir, sollte man in der Brautzeit die Narde nicht verduften lassen und sein vas de mille fleurs nach ehemaligem Gebrauch wieder sorgfältig zupfropfen. Liegt jene Zeit hinter uns, so mag das, was an dem Probiersteine der nunmehrigen Nüchternheit des Poeten nicht als Schaumgold sich ausweist, immerhin als gangbare Münze ausgegeben werden. Indessen: „Am schwersten zu bergen ist ein Gericht; wer ein's gemacht hat, stellt's unter den Scheffel nicht," sagt Göthe, und wir werden denn auch richtig mit einer ganzen Fluth von Liebesliedern überschüttet. Ich würde dennoch Deine Bitte unbedingt abschlagen, wenn ich nicht einige Reflexionen über dergleichen Produkte auf dem Herzen hätte und wenn's mir nicht unedelich erschiene, über Andere zu räsonniren, ohne selbst eine Seite darzubieten, nach welcher sich ein Gegenbild führen läßt.

Die Herzensergießungen desjenigen Theils der reimluſtigen Bräutigamswelt, der mit der Liebe förmlich Abgötterei treibt, und je nach der Verſchiedenheit der Temperamente zu der Uebermenſchlichkeit der Erkorenen empor winſelt, ſchmachtet, lobhudelt oder bramarbaſirt; ſo wie die Abart der neueſten Zeit, die ſich blos darum in dieſer Weiſe nicht wohl fühlt, weil ſie an nichts Höheres mehr glaubt und deshalb die ganze Menſchheit in eine Tonne ſteckt, die Geliebte als den abgezogenen Spiritus derſelben betrachtet und, von Weltſchmerz und Weltliebe benebelt, vor ihr Purzelbäume ſchlägt — laſſe ich bei meiner Auseinanderſetzung billig ganz bei Seite liegen. Mich intereſſirt nur, wie die Seelen, in denen das Chriſtenthum lebendig geworden iſt, jenes Dichterfieber überſtehen, und da finde ich, daß dieſelben, trotzdem, daß ſie allein die geſchlechtliche Liebe in ihren tiefſten Tiefen auffaſſen, doch in ihren poetiſchen Ergüſſen meiſt die irdiſche Liebe in der himmliſchen ganz verſchwinden laſſen. Die Bräutigamszärtlichkeit wird vorher bei Waſſer und Brot eingeſperrt. Es werden Liebeslieder, die, läßt man Anrede und Schluß weg, ebenſo gut auf den Seelenfreund, als auf die Braut paſſen, Lieder, die zwar die Liebe zur Braut hervorgebracht hat und die ein Zeugniß

dieſer Liebe ſein ſollen, die aber deſſenungeachtet nichts weniger als Liebeslieder ſind. Es fällt mir nun nicht ein, zu verlangen, daß jeder Bräutigam, der einen Vers macht, gewiſſermaßen verpflichtet ſein ſoll, ein Liebeslied zu liefern; aber ich will doch gegenüber der Scheu ſo Vieler, dieſe menſchlich wahrſten Empfindungen im Liede auszuſprechen, die eigentlichen Liebeslieder in Schutz nehmen. Ich will es thun Angeſichts des groſſen Gleichniſſes und geſtützt auf das erhabene Vorbild des Hohenliedes. Jeder Vogel zwitſchert nach ſeiner Weiſe und die Grasmücke ſchämt ſich nicht, daß ſie keine Nachtigall geworden iſt, darum ohne Umſchweif nachſtehend ein paar Proben in meiner Manier, bei denen ich mit Fleiß auch nur ſo ganz scherzando hingeworfene Lieder nicht ausſchließe.

Ich habe nur wenig Worte zur Erläuterung noch beizufügen. Hat der Herr die bräutliche Liebe gewürdigt, ein Abbild ſeiner Heilandsliebe zu ſein, ſo müſſen auch Lieder, die eine wahre Seite dieſer Liebe ſchildern, ihre volle Berechtigung haben. Wie mögen wir aus den Tiefen eines Gleichniſſes ſchöpfen, wenn wir den Brunnen deſſelben verdecken? Darum laß auch aus dem Chriſtenherzen ungehindert ein Liebeslied quillen, ſelbſt wenn es weiter nichts ſein will. Blicke es auf-

merksam an und Du wirst finden, daß auch in dem Tröpflein Wasser ein Stück vom Himmel sich spiegelt. Zum Exempel die allegorische Bedeutung von Nr. 2. Die Theologen aller Zeiten sind mit ihren scharfsinnigen Forschungen über die bedingte oder unbedingte Gnadenwahl Gottes auch noch zu keinem andern Resultate gekommen, als die Brautleute, nämlich, daß sie das Räthsel nicht lösen, und den Herrn ansehen und immer wieder ansehen; und in solchem Anschauen seiner Erwählung immer gewisser zu werden, das ist das Beste, was die gläubige Seele thun kann.

Für diesmal soll's genug sein. Schreibe bald wieder

Deinem ꝛc.

Die Erfüllung.

So hab' ich denn das Herz gefunden,
Nach dem ich mich ſo lang' geſehnt!
An das ſo oft in ſtillen Stunden
Mein Herz im Geiſte ſich gelehnt —
Die Braut ſeh' ich nun vor mir ſtehen,
Nicht mehr ein Phantaſiegebild,
Sie ſchaut mich an ſo klar und mild,
Und ich, ich kann nicht ſatt mich ſehen!

O, bis mir tauſendmal willkommen,
Bis mir geſegnet tauſendmal!
Du, die Du mir das Herz genommen,
Du meines Herzens ſüße Wahl. —
Aus Gottes Mund biſt Du das Amen
Auf manch Gebet im Kämmerlein:
Nun tritt herzu, nun komm herein,
Willkommen ſei in Gottes Namen!

Was ſchenk' ich Dir, Du liebſtes Leben?
In meiner Bruſt wogt's, wie ein Meer;
Ich möchte Dir mein Alles geben —
Komm, ſchöpfe dieſen Brunnen leer!
Nur wolle dann ihn wieder füllen
Mit Allem, Allem, was Du haſt:
Wenn Jeder Wirth, und Jeder Gaſt,
So müſſen wir uns Beide ſtillen.

Doch ob ich auch in Deinen Armen
Dir tief ins Auge blicken mag,
Und in der Bruſt, der lebenswarmen,
Mitfühle jeden Herzensſchlag,
Ob Deine Küſſe mich bedecken:
Du ſüßes Herz, Eins fehlt uns noch!
Und Du, Du fühlſt es mit mir doch,
Wonach ſich meine Arme ſtrecken?

Komm! laß die Hände ſich verſchlingen,
Sich falten ſtill zum Dankgebet —
Es möchte ſonſt mein Herz zerſpringen,
Nun die Erhörung vor mir ſteht!
Ich möchte Deiner Näh' entfliehen,
Und bei Dir bleiben unverwandt —
Komm, Herz an Herz, und Hand in Hand,
Laß vor dem Herrn uns niederknieen.

Warum sich Brautleute so oft ansehen.

Mein Herz, daß Du so lieb mir bist,
Ich weiß nicht, wie's gekommen ist!
Und warum mich so lieb Du hast?
Das hab' ich auch noch nicht gefaßt.

Komm her, und sieh mich darauf an,
Ob Du's zuerst mir angethan;
Ob ich zuvor das Herz Dir nahm:
Laß uns erforschen, wie es kam.

Mag's Dir nun leid sein oder lieb,
Du, oder ich: Eins ist der Dieb!
Ich brach zuerst zwar ein in's Haus,
Doch Du gingst vor auf Stehlen aus.

Du meinst, als Du mich angesehn,
Da sei der Raub an Dir geschehn!
Doch weißt Du denn, was mir geschah,
Als ich zu Dir hinüber sah?

Du ſprichſt, wie war ſo kühl' ich doch!
Wärſt Du nicht kommen, wär' ich's noch. —
Hör' an, ich ſah manch Mägdlein zart:
Wie blieb denn da mein Herz verwahrt?

Des Räthſels Löſung liegt noch fern —
Wir rathen's nicht, doch rieben's gern,
Und ſehn uns ſtets von Neuem an,
Weil's Jeder möcht' und Keiner kann.

Die Spinnerin.

Du ſaßeſt jüngſt am Rädchen,
Das lange, lange Fädchen
Wollt' nicht zu Ende gehn. —
Ich ſah's mit ſtillem Sinnen,
Und habe Dir beim Spinnen
Das ganze Kunſtſtück abgeſehn!

Nur läuft mein Rad weit ſchneller
Als Deins, und ſchnurrt viel greller,
Auch ſpinn' ich blos aus Zwang.
Führt mich von Deiner Seite
Der Dämpfer in die Weite,
Nur dann fühl' ich zum Spinnen Drang.

Dann zieht aus meinem Herzen
Mit vielen, vielen Schmerzen,
Der Faden ſich heraus.
Er knüpft ſich an das Deine,
Und ſchneller als ich's meine,
Zieht er ſich meilenlang hinaus.

Und wie an Deinem Rädchen
Sich fort und fort das Fädchen
Um ſeine Spindel dreht:
So dreh'n in gleicher Weiſe
Um Dich im ſteten Kreiſe
Sich die Gedanken früh und ſpät.

Doch iſt ein Mond verronnen,
Hab' ich genug geſponnen,
Voll iſt die Spindel dann.
Dann ſpring' ich auf behende,
Mein Tagwerk iſt zu Ende,
Froh bin ich, daß ich weiſen kann.

Der Dämpfer wird zur Weiſe,
Zum Hammer ſeine Pfeife,
Die meinen Faden mißt.
So oft ihr Ton auch ſchrille,
Merk' ich, daß von der Spille
Ein Fadenſchock herunter iſt.

O Lieb, in weiter Ferne!
Mein Garn weiß' ich ſo gerne,
Als ich es ſpann mit Schmerz.
Bald blinkt im Abendſtrahle
Das Ziel. Zum letzten Male
Pfeift es — dann ſink' ich Dir ans Herz.

Die Augen.

Wir werden müde nicht zu ſchauen
Uns in die Augen, in die klaren:
Ich habe viel Dir zu vertrauen,
Du haſt mir viel zu offenbaren —
Wir leſen drinnen tauſend Fragen,
Und Blicke müſſen Antwort bringen:
So reden wir von lauter Dingen,
Die ſich mit Worten niemals ſagen.

Doch wenn wir lang' genug geſehen
In meine Du, ich in die Deinen,
Mag Keiner länger widerſtehen,
Die Herzen inniger zu einen.
Still beug' ich mich zu Dir hernieder,
Und wenn ſich unſre Lippen fanden,
Als Siegel, daß wir uns verſtanden,
Sehn wir uns ſtumm in's Antlitz wieder.

Und meinst Du nicht, wenn still nach oben
Die Seelenaugen im Gebete
Du lange unverwandt gehoben,
Daß dann der Herr nicht Gleiches thäte?
Wir können ihn mit Blicken zwingen!
Gewiß, er wird sich neigen müssen,
Und unter seines Mundes Küssen
Das Siegel der Erhörung bringen.

Fern und Nah.

Und wären wir uns noch so fern,
Wir sind uns dennoch innig nah!
Denn vor dem Throne Eines Herrn
Begegnen sich die Seelen ja.

Das ist nicht fern, wenn weites Land
Den Bräutigam trennt von der Braut —
Und nah ist nicht, wenn Hand in Hand
Sich schlingt, und Aug' in Auge schaut.

Du liebes Herz, fern ist allein:
Sich täglich in das Antlitz sehn,
Sich leiblich immer nahe sein,
Und doch einander nicht verstehn!

Klage.

Erſt wenig Monden kenn' ich Dich,
Und doch bin ich ſo treu Dein eigen,
Daß Sinne und Gedanken ſich
Dir unverwandt entgegen neigen.
Die Welt iſt mir ſo öd' und leer,
Hab' ich Dich nicht, biſt Du mir fern:
O, warum lieb' ich Dich ſo ſehr?
Warum ſo wenig meinen Herrn?

Er hat mich heißer noch geliebt,
Als Du, mit wankelloſer Treue;
Ich hab' ihn tauſendmal betrübt,
Er hat geſegnet ſtets auf's Neue —
Ach, meiner Liebe Allgewalt
Füllt mich zugleich mit Luſt und Schmerz:
O, warum ſchlägt für ihn ſo kalt,
Und doch für Dich ſo heiß mein Herz?

Das Dilemma.

Mein Herz, Eins wüßt' ich gar zu gerne,
Und Eins möcht' ich Dir gerne ſagen:
Laß Deine lieben Augenſterne
Mir Antwort geben, und mich fragen.
Es gilt, das Räthſel zu enthüllen:
Wärſt Du ein Born, und ich ein Becher,
Ob Du ihn könnteſt öfter füllen,
Ob öfter leer ich tränk' den Becher?

Der Brief.

Wer wohl zuerſt die Kunſt erdacht,
Soll ich erzählen Dir,
Das, was uns früh und traurig macht
Zu ſchreiben auf Papier?

Und weiter, wer zuerſt erſann
Zu Gegin ſeine Schrift,
So daß ſie Niemand leſen kann,
Als der, den ſie betrifft?

Und endlich, wer den Poſtenlauf,
Der zwiſchen Stadt und Stadt
Rollt unaufhaltſam ab und auf,
Herausgeklügelt hat?

Hör' an, mich kümmert das nicht ſehr!
Ich weiß nur Eins, mein Kind:
Wenn es noch nicht erfunden wär',
Erfänd' ich's jetzt geſchwind!

Das Dämmerſtündchen.

O lieb! wenn ich Dir ferne bin,
Wie wird mir da die Zeit ſo lang!
Der kurze Tag ſchleicht noch ſo hin,
Die Nacht verſchlaf' ich, Gott ſei Dank;
Doch wenn es dämmert allermeiſt,
Dann wird die Sehnſucht gar zu dreiſt.

Es wächſt das Kräutlein Bitterſüß
Gern auf der altersgrauen Wand —
Weißt Du den Grund, warum man dies
Mit ſolchem Namen hat genannt?
Es rankt ſich das fatale Kraut
Um's Herz, ſobald der Abend graut.

Dann ſitz' ich ſtill und denke Dein,
Und habe doch nicht Ruh und Rast:
Ich fühle ſchmerzlich mich allein,
Und ſchaue doch im Geiſt Dir zu:
Mir iſt, als ſtünd'ſt Du hinter mir,
Doch möcht' ich auf und hin zu Dir.

O Licht! das ist die Dämmerzeit –
Und dennoch möchte ich missen nicht
Die bittre Lust, das süße Leid,
Mich ärgert's immer, kommt das Licht;
Und als sie's heut hereingebracht:
Gott! ich Dir ins Herz gemacht!

Der Brautkranz

Zwölfen sind in stiller Morgenfrühe,
Hold erblühend ihre taufrisch Blüte,
Wer der Braut Gemach drei Jünglingsblumen:
Wer am würdigsten den Brautkranz flöchte?

Sprach die Rose: Mir gebühret der Vorzug,
Königin hat der Mägdlein Name und Glanzen!
Sprach das Veilchen: Mein sind der Augen!
Sprach die Lilie: Weiß sind Zucht und Schönheit!

Rothe Rosen sind Symbol der Liebe,
Mir gebühret der Vorzug! sprach die Eine.
Sprach die Andre: Treue gilt Herzensgemach!
Bescheide ich die Keusche! sprach die Dritte.

Minder traut die weiße Gartenlilie,
Und die Röschen mag heran, die junge.
Denn sie die Blumen, die ungepflückt,
Tief den Duft, den heiligen, sie hüthen.

O, ihr Blumen! mahnte die Verständ'ge.
Thöricht muß ich Euren Streit erkennen.
Nimmer ja darf Eine von euch Dreien
In der Mädchen heiterm Kranze fehlen.

Wo die Unſchuld je ein Flecken trübte,
Wo die Demuth aus der Bruſt gewichen,
Wo die Liebe nicht im Herzen knospet:
Wirbt der Jüngling nimmer um die Jungfrau.

Weh' der Braut, wenn an dem heil'gen Feſte
Nicht die Demuth aus den Blicken leuchtet,
Nicht die Unſchuld auf der Stirne thronet,
Nicht der Liebe volle Roſe duftet.

Ließ darauf die Drei, die ſtill beſchämten,
Trat dann zu dem Myrthenſtrauch, dem nahen,
Brach die zarten, immergrünen Zweige,
Sie zur jungfräulichen Krone flechtend.

Reizlos, ſprach ſie, ſchaut die Braut, die holde,
In der Myrthe keuſchem Schmuck, ihr Blumen.
Er nur ſchickt ſich zu des Feſtes Glanze,
Und in ihm ſeid all' ihr gleich geehret.

Immergrün des Myrthenzweiges deuten:
Bis zum fernen Lebensabend möge
Nimmerwelkend, Unſchuld, Demuth, Liebe,
Wie die Jungfrau, ſo die Gattin ſchmücken.

Sprach's, und eilte mit dem Kranz von dannen,
Sank der Braut an's Herz mit feuchtem Blicke,
Und erhob sich, der zum Fest geschmückten
Stumm die Myrthe in die Locken drückend.

Einer Braut in ein Exemplar meines Hohenliedes.

Eph. 5, v. 32. „Das Geheimniß ist groß: ich sage aber von Christo und der Gemeine."

Du hast nun das Geheimniß selbst erfahren,
Das — wie der Mond im stillen Widerscheine
Der Sonne Licht — Christum und die Gemeine
Der trüben Erkenntniß soll offenbaren.

Brautliebe lös des Hohenliedes Siegel.
Ihr seliges Empfangen und Erwiedern
Verklärt sich auch in diesen armen Liedern:
So werde Dir dies Buch zum Lebensspiegel.

Finden im Verlieren.

Theodor an Julius.

F. den 12. November.

Lieber Julius.

Der Brief an G. iſt vorgeſtern abgegangen; ein dünnes, leichtes Ding, das mir aber blutſauer geworden iſt — doch Deine Demonſtrationen haben den Ausſchlag gegeben. Jetzt nun zerbreche ich mir den Kopf, welche Wirkung er hervorbringen wird. Wie unendlich ſchwer fällt's doch dem thörichten Menſchenherzen, ſtille zu ſein und ſich ruhig der Leitung Gottes zu überlaſſen!

Habe immer gemeint, wer einen rechten Freund hat, der braucht kein Tagebuch zu führen, in welchem doch nur das geflügelte Heer ſeiner Phantaſien vor ihm ſelber Parade reitet, ſondern kann und darf ſein Herz getroſt vor dem Freunde aus-

schütten. Laß denn auch meine Gedanken, die sich noch fort und fort unter einander verklagen und entschuldigen, ein wenig vor Dir auf dem Papier herumplänkeln. Sie stehen sich gegenüber wie Freund und Feind. Die Verkläger sind schwarze, finstere Gesellen mit dem Todtenkopf an der Stirn, wie weiland die schwarzen Husaren des Herzogs von Braunschweig — die Gegenpartei ist ein glattes, geschmeidiges Corps, geschniegelt und gebiegelt, trägt aber doch den Pariser nicht zum Scherz an der Seite; eins, zwei, drei — und der Stoß sitzt jenen tief zwischen den Rippen.

Allerdings, hebt so ein vorlauter Trupp an, hat dich G. zu seinem Vertrauten gemacht, und du bist ihm und dir schuldig, daß sein Vertrauen nicht zu Schanden werde. Aber, was hast du denn gethan, das dich zum Verräther an ihm machte? Als er im Frühjahre hier zu Besuch war, lerntet ihr beide die bewußte Familie näher kennen — doch was Familie — ich will offen sein, Freund, ganz offen; nur eine conditio sine qua non muß ich vorher stellen. Du bist Bräutigam und sprichst begreiflicherweise, wenn's darauf ankommt, den Namen Deiner Anna zehnmal in einem Athem aus: ich bringe ein gewisses Wort nicht auf's Papier. Halt mir die Thorheit zu gute, — mit Fingern wollte ich Dir die Person zeigen, aber wenn ich

ſchreibe, laß mich, wenn von ihr die Rede iſt, blos ein einfaches M. hinmalen. Und nun genug.

Alſo G. vertraute mir, daß er M. liebenswürdig fände. Das klingt faſt wie ein Anſatz in der Geſellſchaftsrechnung, und ich hörte es auch eben ſo kühl und gelaſſen mit an, weil ich mir darauf das Mädchen noch gar nicht angeſehen hatte. Er geſtand ferner, daß er den Gedanken ernſtlich in ſeinem Herzen bewege, ob er nicht in ihr ſeine einſtige Lebensgefährtin gefunden habe, und ich konnte begreiflicherweiſe nicht das Mindeſte dagegen einwenden. Weiter entdeckte er mir, daß er vor der gewiſſen Ausſicht zu einer Verſorgung keinen entſcheidenden Schritt thun würde, ſo wie, daß er das Mädchen vorher noch näher kennen zu lernen wünſche, und ich fand das alles außerordentlich vernünftig. Schließlich bat er mich, für ihn eine Art Wächterrolle zu übernehmen, um ihn von außerordentlichen Vorkommenheiten in Kenntniß zu ſetzen — und warum hätte ich ihm das nicht verſprechen ſollen!

Was kann ich nun dafür, daß ich hintertrein mit M.'s Vater in ein innigeres Verhältniß getreten bin, daß ich aus dieſem Grunde öfter bei ihm vorſprach, ja zuletzt faſt täglicher Gaſt geworden bin? Oder, fällt etwa Schuld auf mich, daß mir das Weſen der Tochter, ihr ſtilles, geräuſch

leises Schalten im Hause, ihr klares, besonnenes Urtheil, ihre Anspruchslosigkeit, die zu beobachten ich ungesucht fortwährend Gelegenheit hatte, von Tage zu Tage besser gefielen? Ist nicht die Liebe die freieste Regung des menschlichen Herzens, die sich eben so wenig erzwingen, als verbieten läßt? Oder zwänge mich wirklich die Uebereinkunft mit G., gerade diese Person als die verbotene Frucht anzusehen? Warum das? Ist sie etwa in einem Garten erwachsen, der meinem Freunde gehört, und wo ist der Zaun, den ich überstiegen habe? Du meinst, ich hätte ihm schon früher meine aufkeimende Neigung entdecken müssen! Allerdings konnte ich in eine Lage kommen und bin vielleicht jetzt in einer solchen, in welcher ich ihm das Geständniß meiner Herzensstellung schulde, aber wie hätte ich früher berichten sollen, was mir selbst noch nicht klar geworden war? Sind nicht die ersten Anknüpfungspunkte der feinen Fäden, aus welchen sich dieses stärkste, intrikate Band schlingt, jedem menschlichen Auge verborgen? Meine Liebe wenigstens hat keinen Geburtstag, und ich kann die Zuneigung nicht bestimmen, in welcher aus einem leichten, flüchtigen Wohlgefallen eine tiefere, innige Zuneigung geworden ist. Als ich aber derselben mir bewußt war, habe ich da nicht auch treulich meiner Pflicht gegen ihn gedacht, habe ich

nicht Dich um Rath gefragt, und bin ich nicht endlich mit Gewalt durchgeriſſen, und habe alles offen, ganz offen an G. geſchrieben?

Siehe, wenn ich dieſen Gedanken nachgehe, dann erſcheint mir mein ganzes Verfahren völlig gerechtfertigt, und Deine Vorwürfe kommen mir dann ſo unbegründet vor, daß ich faſt meine, ich habe der Sache ein wenig zu viel gethan und hätte wenigſtens in meinem Briefe nicht ſo rückhaltlos offen zu ſein brauchen. Vielleicht wäre der Ausweg der beſte geweſen, wenn ich ganz geſchwiegen, F. verlaſſen und auswärts eine Stelle angenommen hätte, wozu ſich mir Gelegenheit bot; dann hätte ſich alles ruhiger abgewickelt und der Knoten wäre nicht ſo gewaltſam durchhauen. G. ſoll Ausſicht zu baldiger Verſorgung haben, oder hat wohl ſchon ſein Amt übernommen — werde ich ihn nicht durch meinen Brief zu einem voreiligen Entſchluß drängen? Was er thun wird, das iſt jetzt die große Frage, die mich Tag und Nacht beſchäftigt. Und wenn er nun ſagt, wir wollen die Entſcheidung der freien Wahl des Mädchens überlaſſen — ich ſelbſt darf jetzt noch keinen entſcheidenden Schritt thun, auch würden das meine Eltern nicht zugeben; ich muß erſt abwarten, bis auch mir eine geſicherte Stellung ſich bietet. Er aber wohnt ferne und wird mich nicht in meiner

günſtigern Poſition laſſen, er wird darauf dringen, daß etwas geſchieht — ich bin recht unglücklich, Julius; wo der Herr nicht mein Troſt wäre, ſo müßte ich ſchier vergehen in meinem Elende. Es bleibt mir nichts übrig, als ihm Alles anheim zu ſtellen. Er wird's ja wohl machen! Darum bitte auch Du für

Deinen ꝛc.

Theodor an Julius.

F. den 24. November.

Lieber Julius!

Mein Saft vertrocknet, wie es im Sommer dürre wird. Dein Brief kam eben recht, und der Ausleger droben hat mir den rechten Sinn erst noch verdolmetscht.

G. hat geschrieben, aber anders, ganz anders, als ich dachte. Sein Brief hat alle meine Entschuldigungen über den Haufen geworfen. Er fühlt sich gekränkt und macht mir bittere Vorwürfe. Er sagt, aus dem Umstande, daß er mich zu seinem Vertrauten gemacht hat, hätte ich mit Gewißheit schließen können, daß bei ihm nicht blos von einer flüchtigen Neigung die Rede sein könne. Er behauptet, zu dem Edelmuthe, freiwillig zurückzutreten, habe er nicht einmal das Recht, viel weniger die

Luſt, da auf ſeiner Seite ein offenes, ehrliches Verfahren, auf der meinigen aber Hinterliſt und Heimlichthuerei ſei. Auf meine Verſicherung, daß ich noch kein Wort zu M. geſprochen, entgegnet er, daß ſich das von ſelbſt verſtünde; doch ſei nicht viel darauf zu geben, denn aus der ganzen Art und Weiſe, wie meine unberechtigte Neigung entſtanden ſei, dürfe er dreiſt den Schluß ziehen, daß ich mich längſt verrathen und vielleicht in dem Herzen des Mädchens bereits Gefühle geweckt habe, die er nur einen Verrath an der Freundſchaft nennen könne. Zum Schluß fordert er auf das Beſtimmteſte von mir, meine Herzensſtellung vor ihr und dem Vater völlig geheim zu halten, den Umgang mit der Familie, wenigſtens in der nächſten Zeit, ſo viel als möglich zu beſchränken, und endlich, acht Tage nach der erhaltenen Ordre, zwei beigelegte Briefe, einen an den Vater, den andern an die Tochter, in welchen er um die Hand der letztern ſich bewirbt, eigenhändig abzugeben.

Da haſt Du mit dürren Worten die Summe der ganzen Epiſtel, deren Inhalt mich anfangs förmlich betäubte. Fleiſch und Blut wollten wieder den Stachel lecken und heilig zurückſchreiben, aber Deine treuen, ernſten Zeilen brachten mich zur Vernunft. Mit bittern Schmerzen habe ich erkannt,

daß G. nicht unrecht hat. Beſonders drückt mich, daß allerdings mein Benehmen, und wohl nicht unabſichtlich, in M.'s Herzen Gefühle geweckt haben kann, die G. ſo bitter einen Verrath an der Freundſchaft nennt. Ach, und auf wie viel anderen Schleichwegen habe ich mich noch ertappt! Wenn nur ein Lichtſchimmer der göttlichen Erkenntniß in unſer Herz fällt, dann iſt's, wie wenn die Sonne durch einen Spalt in ein dunkles Zimmer dringt. Staub und Schmutz, von dem wir keine Ahnung gehabt, wirbeln vor unſern Augen durcheinander. Ich wußte, daß G. eine Anſtellung hatte, und darum wollte ich, ehe ich an ihn ſchrieb, Zeit gewinnen, um mir, ſeinen Bewerbungen gegenüber, in M.'s Herzen eine Gegenmacht aufzurichten, und als Du mich nun mit Gewalt aus meinen Beſchönigungen aufgeriſſen, da habe ich mich noch auf das hohe Pferd geſetzt und gar den Großmüthigen ſpielen wollen. Wohl haſt Du recht, daß in dem Schluſſe meines vorigen Briefes mein verkehrter Herzenszuſtand am ſchneidendſten ſich ausſpricht. Ja, nachdem ich auf lauter eigenen Wegen in ein Labyrinth gerathen war, blieb mir freilich nichts anderes übrig, als die Hülfe aus Gottes Hand zu erwarten, aber doch wollte ich mir noch das Anſehen geben, keinen Schritt ohne Gottes Leitung gethan zu haben. Aber nun iſt der Herr

auch wacker, mich zu ſchlagen! G.'s Schlußcorrectur, ſeine Briefe eigenhändig abzugeben, geht an's Leben. Habe ich wirklich in M.'s Herzen Sympathieen für mich geweckt, ſo muß ich nun die aufkeimende Neigung mit eigenen Händen erſticken. O, es iſt ein berechneter Plan, eine raffinirte Klugheit! G. ſetzt ſich durch einen kühnen Streich wieder völlig in Avantage. Muß ſie nicht, wenn ich dieſe Briefe überreiche, beſtimmt glauben, daß ich mit ihrem Inhalte einverſtanden bin? Spreche ich damit nicht zugleich klar und deutlich aus, daß ich ſelbſt keinen ernſtlichen Gedanken an ihren Beſitz hege? O, iſt dies Opfer nicht zu groß! Doch ich will nicht mit G. rechten, ſondern an meine Bruſt ſchlagen; ich will danach ringen, daß ich nicht blos mit Worten, ſondern in der That die ganze Entwickelung in des Herrn Hand legen kann. In ſtillen Stunden, beſonders in den ſchlafloſen Nächten, iſt mir es oft, als ob ich die beiden Naturen in mir, den alten und den neuen Menſchen, mit Händen greifen könnte, ſo deutlich ſehe ich ſie gegeneinander ſtehen, und dann habe ich doch wenigſtens die Genugthuung, zuſchauen zu können, wie erſterer unerbittlich an's Kreuz geſchlagen wird.

So bin ich denn feſt entſchloſſen, jene beiden Briefe übermorgen abzugeben; aber ich mißtraue

mir ſelbſt, den Umgang mit dem mir ſo theuer gewordenen Hauſe plötzlich abbrechen und meine Gefühle einer nur einigermaßen ſcharfen Beobachtung entziehen zu können. Ich will darum mehr thun, als ſelbſt der beleidigte G. von mir zu fordern gewagt hat — ich werde F. verlaſſen. Alles vereinigt ſich, mir dieſen Entſchluß zu erleichtern. Mir iſt von meinem Hauſe ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht worden, die Leitung einer auswärtigen Commandite zu übernehmen — ich habe heute feſt zugeſagt und werde bereits mit dem 1. December nach L. abgehen. Zum Glück habe ich ſchon vor einigen Tagen in M.'s Gegenwart davon geſprochen, ſo daß ſie meinen Entſchluß mit G.'s Briefen nicht in Zuſammenhang bringen kann. Ich werde dann wohl für immer von ihr Abſchied nehmen; ſie kann ja mein Benehmen nicht anders deuten, als daß in meinem Herzen durchaus keine Neigung für ſie herrſcht.

Ob ich aber alle Hoffnung aufgegeben habe? Vielleicht täuſche ich mich wieder, wenn ich Ja ſage. Ach, manchmal kann ich es mir gar nicht denken, daß dieſer unwiderſtehliche Zug meines Herzens zu ihr hin, nichts als ein bloßes Spiel der Leidenſchaft, eine Täuſchung der Sinne geweſen ſein ſoll. Was hältſt Du von einer Vorherbeſtimmung der Seelen zu einander?

Und giebt's eine ſolche, handle ich dann jetzt auch recht! O, ich komme da auf ein Gebiet, in das ich mich nicht weiter einlaſſen darf. Genug, ich ſehe meine Pflicht deutlich vor Augen und muß jetzt nach derſelben thun. Bedaure mich!

Dein ꝛc.

Julius an Theodor.

B. den 4. December.

Lieber Theodor.

Bravo, Bruder! und damit Punktum. Keine Lobrede weiter über Deinen Heroismus! Wenn wir Alles gethan haben, was wir zu thun ſchuldig geweſen, ſo ſind wir doch weiter nichts als unnütze Knechte.

Was ich von einer Vorherbeſtimmung der Seelen für einander halte? Zunächſt, daß der Verſucher bei Dir den alten Kniff wiederholt und aus Gottes Wort verſucht, wenigſtens ſich in einen Engel des Lichts verſtellt. Aber reiß ihm die bunten Flittern vom Leibe. Möglich, daß Ihr Beide, Du und das geheimnißvolle M., für einander in Gottes Rath beſtimmt ſeid; möglich, ſag' ich, und wenn die Dinge noch zehnmal wunderlicher ausſähen, als ihre gegenwärtige Phyſiogno-

mie iſt, aber, liebes Herz, das wäre ja dann eben ein Glaube, der Dich nicht in neue Skrupel ſtürzen, der Dich vielmehr mit einem Male ganz rubig und gelaſſen machen ſollte. Hat der dort oben Euch für einander beſtimmt, ſo können Menſchen kein Hinderniß zwiſchen Euch aufwerfen, und Du am allerwenigſten brauchſt des lieben Gott ſein Wegebeſſerer zu ſein. Merkſt Du den Fleck, wo die Pferdefüße unter dem Lichtgewande vorſcheinen!

Lieber, wer in Wahrheit glauben gelernt hat, daß kein Haar von unſerm Haupte und kein Sperling vom Dache fällt, ohne Gottes Willen, der kann keinen Augenblick zweifeln, daß derſelbe Herr auch bei einem Ehebündniſſe ſeine Hand im Spiele hat, und wenn Dir der liebe Gott einſt die Braut beſcheert hat, ſo wirſt Du, wie ich, finden, daß das höchſte Glück darin beſteht, der Sanktion von oben gewiß zu ſein. Dies göttliche Teſtimonium aber können wir weder mit Gewalt an uns reißen, noch erſchleichen. Es fällt nicht vom Himmel herab in unſern Schooß, indeſſen braucht man's juſt auch nicht mit der Laterne zu ſuchen. Die ganze Kunſt beſteht darin, keine dummen Streiche zu machen, und den Herrn rubig walten zu laſſen. Zum Exempel, wenn Du ſprichſt, daß Du Dich vor der Hand noch nicht in einer

Lage befindeſt, um ſolchen Schritt thun zu können, ſo mache nun auch friſch hinter dieſen Satz Punktum und Gedankenſtrich. Glaubſt Du an die Hand des Herrn über Dir, ſo wird ſchon alles kommen, was kommen ſoll; und wenn der Teich voll lauter Hechte ſchwämme, ſo kann doch keiner Dein Fiſchlein wegſchnappen. Was iſt das für ein Glaube, bei dem Du außer Dich geräthſt, wenn mal eine Floßfeder wackelt! Oder, geſetzt Deine Eltern wollten es nicht zugeben ꝛc., meinſt Du, daß es Hinderniſſe giebt, die des Herrn Rath aufhalten können? Der die Herzen der Menſchen lenkt, wie Waſſerbäche, kann in einer Nacht die Gedanken anders ſtimmen. Wohl dem, dem bei ſolcher Gelegenheit recht viele Hinderniſſe entgegengeſtanden haben, und der doch kein anderes Mittel gebraucht hat, als das, bei dem es Schwielen an die Kniee ſetzt! Daran, daß die Hinderniſſe vergehen, wie Spreu vor dem Winde, werden wir der göttlichen Sanktion am erſten gewiß. Dem Herrn in's Angeſicht können wir nicht ſchauen, denn ſein Rath iſt wunderbar und ſeine Gedanken ſind ſehr tief; aber hinten nach dürfen wir ſehen, und da finden wir denn, daß Gott auf lauter gebahnten Straßen und niemals um den Berg herum geht, ſondern allezeit zu demſelben ſpricht: Hebe dich, und wirf dich ins Meer!

Freilich predigt sich das besser, als sich danach thun läßt, und bei Herzensoperationen läßt man am meisten die Flügel hängen; aber ich kann Dir den Trost geben, wer den Herrn Jesus lieb hat, stirbt nicht am gebrochenen Herzen, denn er weiß, wessen Hand es ist, die die Knoten und Verhärtungen ausschneidet und brennt. Weh thut's freilich, aber es giebt, Gott sei Dank, für solchen Schaden Balsam in Gilead, wer nur nicht eigensinnig das Pflaster von sich wirft und die Wunde immer wieder aufreißt, wenn's beim Verharrschen ein bischen jückt. Traktire nur Deine Lehre von solcher Vorherbestimmung recht fleißig, dann wirst Du dahin kommen, daß Du sogar über kurz oder lang eine gewisse Verlobungskarte an Deinen Spiegel stecken kannst, als Certifikat, daß Dich Gott eben nicht für das große M. prädestinirt hat.

Am meisten Skrupel macht's mir, daß Du nach Deinem Briefe gar nicht darüber im Klaren bist, wie eigentlich das Mädel zu Dir steht, oder vielmehr, daß man in demselben deutlich zwischen den Zeilen liest, daß Du ihr allerdings schon etwas in den Kopf gesetzt hast, und das ist denn freilich kein Freundschaftsstückchen gewesen, und darüber beißt Dich's auch so im Gewissen und kannst nicht zur Ruhe kommen. Halt mir das offene Wort zu gute! Freilich wird's nun auch drüben viel Un-

rube, rothgeweinte Augen und ſchlafloſe Nächte ſetzen, aber das hilft nichts, ſie muß durch. Recht gut, daß Du fort biſt und gar nicht mehr in die Verſuchung kommen kannſt, Deine Naſe in ſolche Heimlichkeiten hineinzuſtecken. Geht Dir der Jammer zu Herzen, ſo nimm's als eine Strafe für das unzeitige Scherwenzeln und warte das Facit ruhig ab. Ich will Dir unterdeſſen meine Theorie über Liebe und Beſtimmung der Seelen für einander, einmal in der Kürze mittheilen, ſo weit ſie mir bis jetzt die Praxis beſtätigt hat.

In der Schrift ſteht: „Er ſchuf ſie, ein Männlein und ein Fräulein.“ Nun, Adam hat nicht lange zu ſuchen brauchen, hat ſich auch gar nicht irren können; doch aber iſt's gar lieblich zu leſen, wenn's von ihm heißt: „Als Gott den erſten Menſchen geſchaffen, brachte er zu ihm allerlei Thiere und der Menſch gab ihnen ihre Namen, aber für den Menſchen war keine Gehülfin gefunden, die um ihn wäre. Da baute Gott der Herr das Weib, und als der Mann ſie ſahe, hieß er ſie Männin.“ Sieh, von dieſer Zeit an verläßt der Menſch nun Vater und Mutter und hangt ſeinem Weibe an, denn als der Engel mit dem Flammenſchwerte das erſte Menſchenpaar aus dem Garten Eden vertrieb, da flog doch der Paradiesvogel dieſer Liebe hinterher und ſang ihnen

in den Federstunden von der verlorenen Herrlichkeit. Und wie das erste Menschenpaar, hat sich dieser Paradiesvogel vermehrt. Freilich hat man ihm bald die goldenen Federn ausgezogen, hat ihm wie einem Staare die Zunge gelöst, hat ihn gar in Schlingen erwürgt, um ihn als bloßen Zierrath in den Ohren zu tragen, aber etliche seines Geschlechtes sind doch in die Felsenklüfte geflohen, und glücklich ist, wer den Himmelsvogel hier findet. Du weißt, was ich meine; Du jammerst mit mir, daß Geiz, Wollust, Geckenhaftigkeit die Liebe verderbet haben, aber verschwunden ist sie deshalb von der Erde doch noch nicht. Noch heute weiß der Adam seine Eva, bei der er um den Namen, den er ihr geben soll, nicht verlegen ist, ob ihn gleich ein ganzes Menschenmeer umgiebt. Wie aber? so appellirst Du an meine Erfahrung. Nun, jener Paradiesvogel ist eine Art Hexenmeister, da sich die Sache einmal nicht natürlich erklären läßt. Es findet nämlich der sonderbare Casus statt, daß er nur immer von 4 Augen gesehen wird. Ein Einzelner sieht ihn nicht, und drei zugleich sehen ihn auch nicht, wer ihn aber sieht, in dessen Herzen heißt's auch: „Das ist doch Fleisch von meinem Fleische und Bein von meinem Bein."

Wenn ich jetzt meine Braut ansehe, so steht

für mich klar und deutlich in ihrem Geſicht: die iſt es und keine andere, welche der liebe Gott nur und expreß für dich geſchaffen hat. In welcher Sprache dieſe Schrift geſchrieben iſt, weiß ich freilich nicht, kann Dir alſo auch die Buchſtaben nicht abmalen, denke mir aber, ſie ſtammen noch aus dem Paradieſe her. Ich habe aber dieſe Schrift nicht etwa gleich leſen können, als ich meine Braut zum erſten Male ſah, obſchon ſie damals ſchon eben ſo klar und deutlich geſchrieben ſtand, als jetzt: will Dir auch ſagen, wie das zugeht. Wir Männer haben nämlich alle von jenem Paradiesvogel gehört, haben gehört, daß es ein großes Glück iſt, ihn zu finden, und geben bewußt oder unbewußt aus, ihn zu fangen. Geſehen hat ihn aber noch Keiner, kann's ſich auch, wie geſagt, von keinem Andern beſchreiben laſſen, wie er ausſieht. Sieh, Freund, nun flattert vielleicht etwas neben Dir am Wege, Du blickſt hin und meinſt ihn ſchon zu haben, vielleicht iſt's aber doch nur ein Wiedehopf, oder ſonſt ſo ein buntes Ding. Gott läßt's auch zu, daß ſich Mancher einen Wiedehopf fängt; aber ſelbſt wenn's der rechte Vogel geweſen wäre, ſo iſt's doch ganz grundverkehrt, wenn Du kopfüber hinſtürzen willſt, um ihn zu haſchen, Du riſſeſt ihm doch nur die ſchönen bunten Federn aus, wenn Du ihn auf ſolche Weiſe griffeſt.

Glaub sicher, wenn's der wahrhaftige Paradiesvogel gewesen ist, den Du gesehen hast, so brauchst Du nicht Sorge zu tragen, daß er sich auf eines Andern Schulter setzt — warte es ruhig ab, er kommt Dir von selbst an's Herz geflogen.

In treuster Liebe

Dein ꝛc.

An einem schon ziemlich vorgerückten Winterabende saßen zwei Mädchen im eifrigen Gespräche nebeneinander. Marie, Anna's bewährte Herzensfreundin, war von dieser durch die Versetzung ihres Vaters nach einer entfernten Stadt seit Jahren getrennt gewesen, und besuchte nun die Jugendgespielin nach langer Abwesenheit zum ersten Male wieder. In diese Zwischenzeit fiel ein wichtiges Ereigniß. Anna war Braut geworden. Sie erwartete noch an demselben Abende den Bräutigam, und Marie sollte bei dieser Gelegenheit den Vielgeliebten kennen lernen. Der Postwagen konnte vor der nächsten Stunde nicht ankommen, die bejahrte Mutter war im Lehnstuhl am Ofen eingeschlummert und wie nun Alles so still und immer stiller um die beiden Erzählerinnen wurde, da ergossen sich auch ihre Herzen in immer innigere und traulichere Mittheilungen.

„Ich mir doch," ſagte Marie, „wenn ich Dich, liebe Anna, anſehe, als wäre Dein Geſicht ganz anders geworden, ſeit Du Braut biſt; aber vielleicht liegt es nur darin, daß ich mir das ſo natürlich denke. Der Zuſtand des Herzens ſpiegelt ſich ja im Geſichte ab, und jeder Menſch möchte ſo gern in die Zukunft blicken, doch grade das Märchenauge ſieht hier am allermeiſten ein undurchdringliches Dunkel."

Anna. Ob in meinem Geſicht wirklich mehr innere Befriedigung zu leſen iſt, als ſonſt, weiß ich freilich nicht, aber daß ich mich in der That glücklicher fühle, daß meine Geſichte mehr ein Ganzes geworden ſind, iſt allerdings wahr. Es liegt ja in jedem Märchenherzen der Zug des Sehnens und Erwartens, deſſen eigentliches Ziel uns erſt dann recht klar wird, wenn wir den Gegenſtand gefunden haben, deſſen Beſitz unſer höchſtes irdiſches Glück ausmacht.

Marie. Ich will nicht gerade ſagen, daß eben nur ein Bräutigam das Ziel unſerer Erwartung und Sehnſucht iſt. Aber, weil wir Märchen keinen ſelbſtſtändigen Beruf haben, weil unſer Wirkungskreis ſo ganz von dem des künftigen Gatten abhängt, und wir ihn nie vorherbeſtimmen können, ſo liegt in dieſer völligen Ungewißheit über unſere Zukunft der Grund jenes Un-

beſtiedigtſeins, welches Du bei allen Mädchen vorausſezeſt.

Anna. Aber wir ſehnen uns doch nicht etwa nach dem Berufe des Gatten, nicht danach, den Wirkungskreis mit ihm theilen zu können, ſondern, weil wir den Mann lieben, darum wird ſein Beruf der unſere; wir theilen ihn mit ihm, wie wir alles mit ihm theilen, ja ſein Beruf wird uns lieb und werth, blos weil es der ſeinige iſt, wenn er auch ſonſt unſern Neigungen nicht entſpräche.

Marie. Verſtehe mich doch nicht gefliſſentlich falſch! Allerdings iſt auch nicht der Beruf des Gatten das Ziel unſerer Sehnſucht; aber doch und vornehmlich die Gewißheit über die endliche Entſcheidung unſeres Schickſals und eine größere Selbſtſtändigkeit in unſerm äußern Auftreten.

Anna. Du bringſt Deinem künftigen Manne an dieſer Sehnſucht nach größerer Selbſtſtändigkeit eine vortreffliche Mitgift zu! Ach, liebes Herz, wenn wirkliche, innige Zuneigung da iſt, wie liegen da gerade ſolche Gedanken ſo ferne. Aber warum vermeideſt Du doch gegen mich, die wir Beide ganz allein ſind, ſo abſichtlich das Geſtändniß, daß wir Mädchen, eben weil wir uns nicht ſelbſtſtändig fühlen, uns nach einem Herzen ſehnen, dem wir uns ganz hingeben dürfen, in dem das unſere völlig aufgehen kann?

Marie. Ich finde es abscheulich, wenn ein Mädchen das von sich selbst gestehen wollte; aber laß mich, um hier abzubrechen, einmal eine Querfrage thun. Findest Du nicht, daß die Männer eine Bevorzugung in dem Rechte zu wählen haben, weil sie suchen können nach den Anforderungen ihrer Herzen, während es unser Loos ist, sich finden zu lassen, und wir nicht wissen können, ob der uns findet, den unser Herz wünscht.

Anna. Und ist denn der Mann so gewiß, immer die Persönlichkeit zu finden, die er sucht? Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, ob jenes Wählen-können wirklich ein Vorrecht zu nennen ist. Es scheint mir so natürlich, daß der, der den Beruf hat das Haus zu versorgen, sich auch die Gehülfin sucht, der er die Erhaltung seines Hausstandes anvertrauen will.

Marie. Ist aber nicht schon die Wahl eines bestimmten Lebensberufes ein Vorrecht der Männer?

Anna. Je mehr ich über Deine Behauptung nachdenke, desto weniger finde ich, daß Du recht hast. Ueberall, wo die Entscheidung unseres Schicksals von unserm eigenen Entschlusse abhängt, stehen wir auf dem unsichersten Boden. Ich denke mir sogar, daß ein Mädchen leichter zu der Gewißheit kommt, daß Gottes Hand, ohne ihr zu-

thun, ihr den künftigen Lebensgefährten zugeführt hat, als der Mann zu der Ueberzeugung, daß ihn bei diesem wichtigsten Schritte seines Lebens eben dieselbe Hand geleitet habe.

Marie. Wenn ich auch das zugebe, so ist es doch noch immer etwas ganz Anderes, daß der Mann sich sagen kann, es hängt von ihm ab, ob er überhaupt nur zur Wahl schreiten will, oder nicht. Bleibt er unverheirathet, so ist das sein eigner freier Entschluß gewesen. Ein Mädchen aber ist darauf angewiesen, ihre Neigung zu verbergen. Niemand darf erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht, und doch wird mit diesem Herzen oft das grausamste Spiel getrieben. Daher finden wir auch, daß bei so vielen ältern Mädchen ein Gefühl erlittenen Unrechts, eine geheime Bitterkeit tief in der Brust sich festgesetzt hat, welche sich unwillkürlich bei jeder Gelegenheit ausspricht.

Anna. Denke Dir doch die eigene Wahl nicht so leicht, als ob da nur so zugegriffen zu werden brauchte. Dem Manne, der blos nach seinem eigenen Ermessen gewählt hat, müssen ja auch bei den Schwächen und Fehlern, die er an uns bemerkt, immer wieder die Zweifel kommen, ob er auch die rechte Wahl getroffen hat. Wir finden die wahre Ruhe und den wahrhaftigen Frieden allein darin, daß wir des göttlichen Willens gewiß wer-

den! Bin ich in meinem Herzen überzeugt, Gott hat es ſo gewollt, dann allein ſtehe ich auf feſtem Boden. Darum ſollen wir all' unſer Anliegen auf den Herrn werfen. Und das gilt von dem Mädchen ſowohl, als von dem Manne, ja eben darin, daß wir die ſchwächſten Gefäße ſind, liegt eine Macht für uns, denn Gott hat ſich erwählt, was ſchwach und niedrig iſt.

Marie. Das ſagſt Du, denn Du biſt und haſt gewählt; aber geſtehe aufrichtig, ob Du keine Unruhe fühlteſt, als Dein Bräutigam zuerſt anfing Deinem Herzen theuer zu werden, Du aber immer nicht wiſſen konnteſt, ob es bei ihm eine ernſtliche oder nur eine vorübergehende Neigung ſei. Mußt Du nun nicht zugeſtehen, daß eine wirkliche Bevorzugung des Mannes darin liegt, das entſcheidende Wort ausſprechen zu können, wenn er ſich von Deinem Werthe und dem göttlichen Willen überzeugt hat, während Dein Herz immer in der Ungewißheit bleibt, ob er jemals zu dieſer Ueberzeugung kommen wird?

Anna. Aber, liebſte Marie, Du verräthſt Dich ſelbſt und geſtehſt mir wider Willen mehr zu, als ich vorhin von Dir verlangte. Liebes Herz, laß mich einmal eine etwas unbeſcheidene Frage thun. Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen; aber täuſche ich mich nicht ganz, ſo trägſt Du ein

Geheimniß in Deinem Herzen, das Du gern der Freundin mittheilen möchteſt, das aber nur mit großem Widerſtreben über Deine Lippen will?

Als Anna ausgeredet hatte, ſah Marie eine Weile ſtill vor ſich nieder, ſprang dann auf und fiel ihr unter einem Strom von Thränen um den Hals. „Du ſollſt alles erfahren!“ rief ſie endlich leidenſchaftlich, „ich bedarf eines Herzens, in welches ich das meine ausſchütten kann. Wiſſe denn, ich habe in dieſen Tagen die Hand eines Mannes ausgeſchlagen, deſſen Wahl mich in jeder Beziehung ehrte, dem mein Herz volle Achtung und Anerkennung zu Theil werden läßt, für den es aber nicht die Neigung empfinden kann, welche nach meinen Gefühlen bei der Schließung eines ſolchen Bundes ganz unerläßlich iſt.“

Anna. Ich ehre Deinen Schmerz, obgleich ich ſeine Heftigkeit noch nicht begreife. Allerdings wird es einem edlen weiblichen Gemüthe immer in tiefſter Seele weh thun, wenn es in ſolcher Weiſe einem achtungswerthen Manne gegenüber ſtehen muß, aber doch warſt Du es ja dem Glücke Deines Bewerbers ſchuldig, vollkommen offen gegen ihn zu ſein und kannſt Dich, wenn Dir die Freudigkeit fehlt, ihm das zu ſein, was er in Dir ſucht, mit dem Gedanken beruhigen, ſein wahres Wohl durch dieſe Weigerung am beſten gefördert zu haben.

Marie. Ach, aber meinen Eltern habe ich durch dieselbe viele Sorge und Unruhe gemacht. Sie wünschten beide sehr, daß ich — — liebe Anna, ich verschweige Dir den Namen meines Bewerbers, nicht weil ich noch irgend ein Geheimniß vor Dir haben möchte, sondern weil ich bestimmt glaube, ihm diese Rücksicht schuldig zu sein.

Anna. Gewiß, und ich billige Dein Gefühl vollkommen. Wir kommen hier auf einen Punkt, wo sich unser Geschlecht häufig an so manchen Unbill rächt, die ihm von Seiten der Männer widerfährt; denn kein willkommnerer Stoff zum Stadtgespräch, als ein etwa ausgeheilter Korb; doch die rechte Weiblichkeit ehrt sich selbst am meisten damit, daß sie solche Geheimnisse in der eigenen Brust begräbt.

Marie. Also meine Eltern wünschten, daß ich den Antrag annehmen möge, besonders meine Mutter. Beide wiederholten zwar fortwährend, daß es fern von ihnen sei, mich zwingen oder irgend überreden zu wollen, aber sie vergaßen, daß jene Wahrnehmung allein schon einen moralischen Zwang ausübt. Meiner lieben Mutter schwebt dabei besonders immer das Bild ihrer ältern, verwittweten Schwester vor Augen, deren Söhne sich alle in gutem Stande befinden und bereits längst Familienväter sind, während auch nicht eine von

den Töchtern sich hat verheirathen können, obschon ihre Bildung, ihre Anspruchslosigkeit, ihr Fleiß, überhaupt ihre ganze Tüchtigkeit einem Hauswesen vorzustehen, nichts zu wünschen übrig lassen. Scheint's doch fast, als ob diese, wirklich auch in ihrer äußern Erscheinung recht liebenswürdigen, aber mittellosen Mädchen nur dazu da wären, um ihren Brüdern und Schwägerinnen in der Führung des Haushaltes und in der Pflege und Wartung der Kinder beizustehen, und es ist fast nicht zu verwundern, wenn sich gegen diese Ungerechtigkeit des Schicksals im Herzen der Mutter eine Art Groll festgesetzt hat, den sie vielleicht nur zu offen äußert, während die Mädchen natürlich solche Gefühle tief in der Brust verbergen, ohne sie doch aber schwerlich überwunden zu haben. Magst Du es nun meiner lieben Mutter verargen, daß sie mit großem Schmerz die sich darbietende Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung für mich, von mir ausgeschlagen sieht, und muß ich es ihr nicht vielmehr noch Dank wissen, daß sie ihr mütterliches Ansehn nicht strenger geltend macht?

Anna. O liebe Marie, da bist Du freilich in einer recht schwierigen Lage, und ich bedaure Dich von Herzen — doch vergönne mir noch ein Wort. Du bist zu verständig, als daß Du romanhaft schwärmen könntest — hast Du Dir auch alles be-

reus reiflich überlegt? Wirft der Wunsch Deiner Eltern nicht ein schweres Gewicht in die Wagschale Deines Willens? Du sagtest vorhin, Du habest die Bewerbung ausgeschlagen, ist dies schon unwiderruflich geschehen?

Marie. Ach, ich sagte ja auch, daß Du alles erfahren solltest, daß ich mein ganzes Herz vor Dir ausschütten wolle. — Wäre ich noch frei — — ich bin ein thörichtes Kind, es hat sich noch Niemand um meine Gunst beworben, ich habe mir nur eine Zeitlang von meiner Eitelkeit etwas vorspiegeln lassen — hätte ich es nicht gethan, vielleicht hätte ich dann auch Freudigkeit gehabt, den Wunsch meiner Eltern zu erfüllen — —

Jetzt tönten plötzlich durch die fast leer gewordenen Straßen die Töne eines Posthorns, beide Freundinnen fuhren empor und Marie schloß schnell: „vergiß jetzt, was ich Dir gesagt, denke nicht an mich; wenn wir wieder so allein sind, dann sollst Du mein Geheimniß erfahren.“

Rasche Schritte näherten sich bald; eine Handvoll lose zusammengeballten Schnee's flog an das Fenster empor, doch Anna war schon die Treppe hinabgeeilt, um dem Ersehnten die Thür zu öffnen.

Der erſte Sturm der Fragen und Begrüßungen war vorüber. Man hatte ſich um den Theetiſch geſetzt und ein verſpätetes Abendeſſen eingenommen; der Wächter hatte bereits die zehnte Stunde abgerufen; aber die kleine Geſellſchaft, mit Ausnahme der Mutter, welche ſelten von ihrer Gewohnheit abging, dachte noch nicht daran, ſich zu trennen und die Ruhe zu ſuchen.

„Weißt Du wohl, lieber Julius,“ fing jetzt Anna an, „daß wir vorhin über euch Männer bergewesen ſind? Wir haben nämlich herausgeklügelt, daß es ein Bräutigam doch in vielen Stücken beſſer hat, als die Braut.

Julius. Beſſer — das muß erſt erwieſen werden — bequemer aber ſicher nicht immer. So wirſt Du jedenfalls zugeben müſſen, daß die Braut im Vortheil iſt, wenn der Bräutigam ſich die Füße nach ihr abläuft, reſp. ſo und ſo viel Stunden bei ſchlechtem Wege in kalter Winternacht auf einem ſchlechten Poſtwagen umhergeworfen wird, während ſie ruhig daheim im Zimmer ſitzen bleibt.

Anna. Als ob ich das nicht ebenſo lebendig mitgefühlt hätte, als wenn es mir ſelbſt geſchehen wäre! Aber ohne Scherz, wir gingen vorhin einen Theil unſerer Bekannten durch und erzählten uns da von dem merkwürdigen Schickſale einer uns befreundeten Familie, in der ſämmtliche fünf Söhne,

wenigstens nach menschlicher Ansicht, sich glücklich verheirathet haben, während die gleich große Zahl der Töchter unverheirathet geblieben ist, und fast nur dazu bestimmt scheint, ihren Brüdern und deren Frauen in der Sorge für den Haushalt und die zahlreichen Familien beizustehen und dabei gerade den drückendsten Theil dieser Last zu übernehmen hat.

Julius. Aber, liebes Kind, wenn Du mir Zeit lässest, so besinne ich mich vielleicht auf einen andern Fall, wo sämmtliche Töchter große Damen geworden sind, während es die Söhne sammt und sonders nicht über die Schneider- oder Schusterwerkstatt der Eltern hinausgebracht haben.

Anna. O nein, Du mußt hier eine Ungleichheit zugeben. Auch möchte es Dir schwer werden, einen solchen Fall wirklich nachzuweisen, während wir um Seitenstücke zu dem unsern gar nicht verlegen sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Menge recht liebenswürdiger, aber unbemittelter Mädchen ohne passende Bewerber um ihre Hand bleiben, während einem jungen Manne in gleicher Lage das Loos günstiger fällt.

Julius. Deine Freundin sizt so theilnahmlos, und doch möchte ich gern wissen, ob sie das Gespräch interessirt und auf wessen Seite sie tritt.

Marie. Darüber möchten Sie schwerlich ernstlich in Zweifel sein; Sie begreifen aber, daß bei

der Wendung, die das Gespräch nimmt, ich lieber durch den Mund meiner Freundin, als selbst rede. Ich werde aber meine eigene Meinung zu äußern mir unbedenklich erlauben, falls sich Anna, die als Braut die Interessen des Märchenstandes doch nur immer mit halbem Herzen vertritt, eine Parteilichkeit zu Schulden kommen lassen sollte.

Julius. Nun gut! So bist denn Du, liebes Herz, für diesmal der Sprecher. Ich erlaube mir aber als Antwort zunächst eine Gegenfrage. Hältst Du es denn wirklich für ein so großes Glück verheirathet zu sein?

Anna. O, Du böser Mensch, wie Du mich auf's Glatteis führst! Wer so leichtgläubig ist, als ich gewesen bin, läßt sich freilich solche Dinge einreden. Aber es ist unrecht, mir nun das gar noch vorwerfen zu wollen.

Julius. Du verstehst mich falsch! Wir sind gewiß darüber einig, daß es ein Glück ist, für das wir Gott nicht genug danken können, wenn zwei Herzen, die sich gegenseitig ergänzen und in einander aufgehen, sich finden, und durch das innigste, irdische Band miteinander vereinigt, in Geduld, Sanftmuth und Liebe sich tragen; aber darin, blos verheirathet zu sein, besteht doch sicher noch kein Glück, eben so wenig als in gutem Auskommen, oder ehrenvoller Stellung an und für sich?

Anna. Gewiß, gewiß! Du ſollſt nun aber eben zugeben, daß jenes wahre, bleibende Glück vielen Mädchen, die alle Anlagen zu demſelben beſitzen, durch die Ungunſt der Verhältniſſe nie zu Theil wird.

Julius. Zugegeben, daß wir, beſonders unter den gebildeteren Ständen, mehr unverheirathete Damen, als ehelos lebende Männer finden, ſo läge in jener Wahrnehmung nur ein Beweis, daß auch nach Gottes Rath nicht alle Mädchen ſich verheirathen ſollen.

Anna. Wir behaupten aber nun, daß ein unverheiratheter Mann eine beſſere Zukunft vor ſich liegen hat, als ein Mädchen in gleicher Lage.

Julius. Das muß ich beſtimmt beſtreiten. Du läſſeſt Dein Urtheil durch den vorhin erwähnten Fall beſtechen. Die Frauen haben von Haus aus einen anderen, einen weniger ſelbſtſtändigen, mehr dienenden Beruf als die Männer, und es iſt alſo ganz natürlich, daß auch das Leben der unverheiratheten Perſonen der beiden Geſchlechter ſich verſchieden geſtaltet.

Anna. Da ſeid ihr Männer immer gleich bei der Hand, wenn es gilt euer Recht als die Herren zu behaupten.

Julius. Liebes Herz, ich möchte gerade jetzt zu einem Anwalte Deines Geſchlechtes werden. Es verletzt mich tief, ſo oft ich die Behauptung

ausſprechen höre, daß ein unverheirathetes Mädchen ihren eigentlichen Lebenszweck verfehle. Allerdings treten uns viele ſogenannte alte Jungfern entgegen, die in Wahrheit ihren Lebenszweck verfehlt haben, weil ſie denſelben eben nur in der Erfüllung ihres eigenen Willens geſucht haben und mit dem gezwungenen Aufgeben deſſelben an ihrem ganzen innern Leben Schiffbruch erleiden. Andererſeits aber kenne ich auch ſo manche ältere, unverheirathete Dame, die einen ſo geſegneten Wirkungskreis um ſich her gebildet hat, daß ich nimmermehr behaupten möchte, ſie würde ihren Platz in der Welt beſſer ausgefüllt haben, wenn ſie ſich verheirathet hätte. Ich möchte manchmal unſerer theuern evangeliſchen Kirche vorwerfen, daß ſie für die unverheiratheten Frauen zu wenig ſpezielle Sorge trägt.

Marie. Da haben wir's, liebe Anna! Er wirft ſich zu unſerm Anwalte auf; aber um uns mit guter Manier los zu werden, ſteckt er uns in aller Geſchwindigkeit in ein Kloſter —

Julius. Es ſcheint übrigens, daß Sie ſich das nicht ſo ruhig gefallen laſſen würden! Doch laſſen Sie mich ausreden. Ich will indeß nicht ſowohl die proteſtantiſche Kirche beſchuldigen, als uns Proteſtanten ſelbſt. Ich meine, wir Evangeliſchen ſind in der Praxis nach der Reformation faſt von einem Extrem zum andern übergegangen.

Zu Luthers Zeit war in der damaligen Kirche das Bewußtsein von der Heiligkeit und tiefen Bedeutung der Ehe faſt ganz erloſchen — man hielt es für ein Gott wohlgefälliges Werk, für eine höhere Stufe der Heiligung, ehelos zu bleiben. Es würde jetzt zu weit führen, näher auf die Folgen dieſer allgemein verbreiteten, verkehrten Anſicht einzugehen — genug, die Reformatoren gaben der Ehe ihr urſprüngliches Recht wieder, ſtellten ſie als einen von Gott ſelbſt eingeſetzten und geheiligten Stand wieder dar. Während man nun, der ganzen Grundlage des Proteſtantismus nach, nicht ſo weit in den geraden Gegenſatz verfallen konnte, die Ehe ſelbſt als ein an ſich verdienſtliches Werk anzuſehen, ſcheint ſich doch unter uns allmälig die Anſicht entwickelt zu haben, daß der Menſch, auch der der neuen chriſtlichen Weltordnung, unbedingt zur Ehe geboren ſei, und daß unverheirathete Perſonen, beſonders weiblichen Geſchlechts, ihren Lebenszweck nicht in voller Ausdehnung erfüllen könnten. Wenigſtens ſtellt unſere ganze Erziehung den heranwachſenden Jungfrauen kaum ein anderes Ziel vor Augen, und da nun viele Mädchen unverheirathet bleiben, ſo kommt's eben, daß ſie ihren Halt verlieren und mit ihrem Geſchicke innerlich entzweit ſind, was eigentlich doch, wenn auch unbewußt, ein Hadern gegen Gott iſt. Die katho-

lische Kirche bietet in der Lehre, daß die Ehelosigkeit ein Gott besonders wohlgefälliger Stand sei, dem schwachen, eitlen Herzen für die Aufopferung seiner Wünsche ein Gegengewicht dar, und in den Klöstern zugleich eine äußere Zufluchtsstätte. Die unsrige verwirft mit vollem Rechte beides und verweist ihre Bekenner in allen Lagen allein auf das Wort, sollte es aber in vorliegendem Falle in der Praxis mehr thun, als wirklich geschieht. Ich verlange also nicht, daß unverheirathete Frauen besondere Aemter und Stellungen in den Gemeinen erhalten sollen. So sehr ich auch die jetzt hier und da in's Leben tretenden Anstalten zur Bildung von Diakonissen, Gemeinehelferinnen, Kleinkinderlehrerinnen u. s. w. billige, und für zeitgemäß halte, so mögen doch ja nur solche Jungfrauen diesem Berufe sich widmen, die Trieb dazu in sich fühlen und denen es ihre Verhältnisse gestatten. Ich möchte nur, daß mit größerem Nachdruck auf das hingewiesen würde, was jeder unbefangene Leser in der Bibel finden muß, daß man nämlich auch außer der Ehe seinen Platz eben so wohl ausfüllen, und seinem Christenberufe nachleben kann, als in derselben. Nehmen wir z. B. den Fall, welchen Du vorhin anführtest. Vor Menschenaugen scheint es allerdings hart, wenn Deine Freundinnen keinen andern Lebenszweck haben, als ihren Ge

schwistern den Haushalt zu führen und die Kinder erziehen zu helfen: aber ich frage, ist das im Lichte des Evangeliums nicht ein schöner, herrlicher, heiliger Beruf? und wer wollte bei ihnen, wenn sie sich denselben in Demuth und Liebe unterziehen, von einem verfehlten Leben sprechen und nicht vielmehr sagen, daß es ein dem Dienste des Herrn geweihtes sei? Hier ist der freien Liebe ein weites Feld geboten, sich in ihrer ganzen Uneigennützigkeit zu entfalten, und so weit ich davon entfernt bin, der Lehre von der Werkheiligkeit das Wort zu reden, so wird doch der, dessen Mund verheißen hat, auch den Becher Wassers nicht unvergolten zu lassen, mit Wohlgefallen auf solchen Wirkungskreis herabschauen. Zudem, ein Herz, das frühe die große Kunst der Entsagung gelernt hat, das hat auch die beste, weil unveräußerliche Mitgift für dies Leben gewonnen.

Anna. So wirst Du denn auch gar nicht auf die Behauptung eingehen, daß eine verheirathete Person unseres Geschlechts einen viel sicherern Blick in die Zukunft hat, als ein Mädchen, das unverheirathet bleibt?

Julius. Du gehst wieder von falschen Voraussetzungen aus. Was giebt denn der Verheiratheten die Garantie für eine gesicherte Zukunft? Der Mann kann sterben, kann sie in der traurigsten,

noſtloſeſten Lage zurücklaſſen. Es leidet keinen Zweifel und die Bibel ſpricht es klar aus, daß man, gegenüber den Mühen und Beſchwerden des Lebens, in der Ehe mit mehr Sorge und Noth zu kämpfen hat, als im ehelosen Stande, ein Nachtheil, der ſich nur darin wieder ausgleicht, daß im rechten, ehelichen Zuſammenleben Einer den Andern hebt und trägt und aufhilft, wenn er gefallen iſt. Solche Ehen laſſen ſich aber nicht willkürlich ſchließen, nicht einmal von Seiten des Mannes. Ein Mädchen vollends, das nicht dem innern Zuge des Herzens folgt, das blos heirathet um eine gute Verſorgung, ein geſichertes Auskommen zu gewinnen, beweiſt entweder viel Kleinglauben, oder großen Leichtſinn, oder wenig Tiefe des Gefühls.

Marie. Es können aber doch auch noch andere Beweggründe hinzutreten, zum Beiſpiel der beſtimmt ausgeſprochene Wunſch und Wille der Eltern.

Anna. Auch darf eine Ehe keineswegs ohne äußere Rückſichten geſchloſſen werden, im blinden Vertrauen auf Gottes Hülfe.

Julius. Wir gerathen da auf ein völlig anderes Gebiet, liebe Anna. Ihnen aber, werthes Fräulein, erwidere ich zunächſt, daß ja dann die Wahl des Mädchens nicht blos von der Ausſicht verſorgt

zu werden, ſondern von dem Willen der Eltern beſtimmt wird, und dann gewiß ſchon einen viel edleren Beweggrund hat, als jener iſt.

Marie. Glauben Sie aber, daß ein Kind verpflichtet iſt, in dieſer Angelegenheit, wo es ſich um ſein ganzes zeitliches Glück handelt, ſich dem Willen der Eltern beſtimmt zu unterwerfen?

Julius. Ich beſtreite, daß das ganze zeitliche Glück von ſolcher Unterwerfung abhängt. Es kommt allein darauf an, bei Schließung einer Ehe des göttlichen Willens gewiß zu werden. Wer ſich deſſen bewußt iſt, kann nie unglücklich ſein. Es wird übrigens wenig Fälle geben, wo Eltern gegen Bitte und Vorſtellung, falls ſie in der rechten Weiſe geſchehen, ſich völlig verſchließen ſollten. Regeln laſſen ſich nicht aufſtellen. Die einzelnen Fälle ſind in ihren Beweggründen innerlich ſo verſchieden, daß kein gleichlautendes Urtheil gefällt werden kann. Nach den Worten des Apoſtels Paulus im Corintherbriefe, hätten die Eltern allerdings das Recht, über die Hand ihrer Tochter verfügen zu können; indeſſen möchte ſich ſchwerlich heut zu Tage ein Bewerber mit der bloßen Zuſtimmung der Eltern begnügen. Offenheit aber iſt ein Mädchen jedenfalls ihrem Bewerber ſchuldig, und die wäre denn freilich in ſolchem Falle faſt eben ſo viel, als ab-

schlägige Antwort, darum läßt sich vielleicht kaum anders denken, als daß der Wunsch der Eltern eine so bestimmende Macht für das Herz der Tochter wird, daß sie wirklich Freudigkeit zur Schließung des Bündnisses gewinnt.

Anna. Das läßt sich alles leicht sagen und an den Fingern herzählen, aber doch mag's ein recht schwerer Stand sein, wenn ein Mädchen wirklich in solche Lage kommt.

Julius. Ich denke es mir nicht so gar sehr schwer. Mädchen haben treue Verbündete. Die Unschuld hat ihren besondern Engel. Aechte Weiblichkeit entfaltet sich still und anspruchslos aus dem Kinde zur Jungfrau, geht in Demuth und Sittsamkeit einher, wirft die Blicke weder rechts noch links und überläßt die Zukunft ruhig der Leitung einer höheren Hand. Auf solchen Wandel sehen die Augen Gottes mit besonderem Wohlgefallen. Er nennt seine Auserwählten alle Jungfrauen. Solch wahrhaft jungfräuliches Gemüth vernimmt auch am deutlichsten die innere Stimme des Herzens, wenn ein Mann um seine Liebe sich bewirbt, und findet in der Zustimmung der Eltern die Sanktion der getroffenen Wahl. Und selbst wenn der Fall einträte, den Sie vorhin erwähnten, liebes Fräulein, so ist doch ein solches Mädchen nicht unberaten, und wohin sich nach reiflicher

Selbstprüfung diese verwerfende Stimme entscheidet, ein solches Herz kann nie unglücklich werden, selbst wenn es der Pflicht die Liebe zum Opfer bringt. Naht sich ihm aber kein Bewerber, für den jene Stimme deutlich spricht, so bleibt es als treue Magd des Herrn in dem Stande, der das irdische Abbild derjenigen Herzensheilung ist, in welcher alle Seligen einst vor Gott erfunden werden sollen. Doch unser Gespräch ist länger und ernster geworden, als ich glaubte. Brechen wir für heute ab.

Am richtigen Zartgefühl wollte Marie während der Anwesenheit von Anna's Bräutigam eine weitere Mittheilung ihres Herzensgeheimnisses vermeiden. Sie fühlte, daß sie der Freundin jetzt nicht die volle Theilnahme schenken könne, und mochte die Freude des Beisammenseins der beiden Lieben den nicht stören. Anna dagegen glaubte der Freundin eine vertrauliche Unterredung schuldig zu sein und suchte eine solche auf alle Weise herbeizuführen. Nach manchen mißglückten Versuchen hatte sie es endlich eines Nachmittags dahin gebracht, daß Ju-

ihre einen der bekanntesten Tanzvereine in der nächsten Umgebung des Städtchens besuchte und sich zum Abendessen zurückkleiden wollte. Auch die Mutter war gegen Abend ausgegangen, der Mond schien hell und verbreitete im Zimmer jene traulich Dämmerung, in welcher es sich so angenehm plaudert, daß man Licht nur mit Bedauern nicht anzündet. Eine passendere Zeit, sich auszusprechen, hätten die beiden Freundinnen nicht wählen können, und so führen wir denn den Leser gleich mitten in ihre Herzensergießungen hinein.

„Ach", sagte Marie, „ich habe in diesen Tagen unser letztes Gespräch viel in meinem Herzen bewegt und wäre nicht klein der Anfang des Geständnisses gemacht, wer weiß, ob ich das, was ich Dir jetzt eröffnen will, nicht für immer in meinem Herzen begrübe. Ich bin in meiner Ueberzeugung fester und entschiedener geworden, daß ich es dem Manne, der mich gewählt hatte, und mir selbst schuldig gewesen bin, mich nicht ohne meine Neigung zu verheirathen, zumal ja auch meine Eltern das nicht etwa verlangen — und doch," fuhr sie nach einer Pause fort, „ich habe Dir versprochen ganz offen zu sein, ich kann nicht leugnen, daß gerade in diesen Tagen, wo ich Jenge Unterinnigen Herzensgemeinschaft gewesen bin, Oberstabs

und Verstellungen wieder in mir lebendig geworden sind, deren ich mich vor Dir schäme."

Anna bat die Freundin, wenn es ihr irgend möglich sein sollte, sie noch jetzt in ihr Geheimniß blicken zu lassen, doch jene weitere Mittheilung lieber zu unterlassen, aber Marie fiel ihr schnell in's Wort:

„Nein, nein! Du sollst jetzt alles erfahren. Unter den vielen Freunden und Bekannten meines Vaters, die in unserm Hause Zutritt haben, befand sich auch seit ungefähr einem halben Jahre ein junger Mann — Du kennst seinen Namen bereits, denn er ist derselbe, von dem ich Dir vor einiger Zeit ein kleines Gedicht mittheilte, das er zu Vaters Geburtstage demselben überreicht hatte. Sein ganzes Wesen gefiel mir von Anfang an, doch wurde ich erst eigentlich aufmerksam auf ihn, als er seine Besuche häufiger wiederholte, und wie es mir schien, mich vor meinen Schwestern in mancher Beziehung auszeichnete. Ohne mich meiner Gefühle für ihn bestimmt bewußt zu werden, empfand ich nur immer ein herzliches Wohlgefallen, wenn er kam, und freute mich über jede seiner Aufmerksamkeit, die er mir bewies. In dieser Zeit fingen meine Schwestern hier und da an, wenn wir allein waren, mich mit ihm zu necken und ich gebrauche, daß ich jetzt mit Ihnen Herzensgeheimniß erröthe

nachzudenken begann. Doch täuschte ich mich selbst über die Unverfänglichkeit beschlichen, redete mir ein, daß ich gar nicht anders handeln könne, als ich gethan habe und beschloß nur ernstlich über mich zu wachen, um durch mein Betragen zu keiner Mißdeutung Anlaß zu geben. Da unterbrachen plötzlich in auffallender Weise die fast täglich gewechselten Besuche unseres jungen Hausfreundes beinahe ganz. Er entschuldigte sich, wenn er ja erschien, mit überhäuften Geschäften, ich aber merkte wohl, daß dies nur Vorwand sei und grübelte mir den Kopf über den eigentlichen Beweggrund. Es war in der letzten Zeit durchaus nichts vorgefallen, was zu einer Entfremdung hätte Anlaß geben können, im Gegentheil, er schien mir aufmerksamer und herzlicher gewesen zu sein, als je. So waren mir fast drei Wochen in großer Spannung verstrichen, als er eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit in unser Zimmer trat, zwei Briefe abgab, die ihm zu schleuniger Bestellung zugekommen wären und sich bald darauf wieder entfernte. Der eine Brief war an mich, der andere an die Eltern. Du kannst Dir nicht denken, wie ich zusammenfuhr, als ich beide Aufschriften von gleicher, aber fremder Hand sah. Es kam mir in dem Augenblicke der Gedanke an seine sehr entfernt wohnenden Eltern. Ich eilte mit dem meinigen hastig in meine Kammer, lange

kommt ich ihn vor seinem Vorübergehen nicht sehen; endlich thue ich es und sehe nun, daß ein unserem Hause befreundeter Postsekretär, der schon manchmal bei uns als Gast gewesen war, in demselben mit Herz und Hand anbietet. Daß mich hier alles drängt — das Uebrige läßt sich besser denken, als sagen."

„Liebe Marie," sagte Anna nach einer Pause, „es macht mich sehr bekangen, daß ich in Dir eine glückliche Braut sehen soll; aber vergiß es jetzt nur nicht in mir nur die innig theilnehmende Freundin. Ich fühle mit, was in Deinem Innern vorgehen mußte und doch erkenne ich auch in dieser Aufregung deutlich die Hand Gottes. Es war eine Notwendigkeit, und wir sollen für Dich immer recht dankbar sein. Es ist ein gefährliches Spiel, sich den Täuschungen des Herzens preiszugeben zu wollen, und auch hier gilt das Wort: Es ist ein schönes Ding, daß das Herz sich wandle. Weiß Du denn nun bestimmt, warum Du Dich nun wie Du seine Neigung angesehen hast?"

Marie. Ja das weiß ich! Aber daß Er, gerade Er diese Briefe überbrachte, drückt mir den bittersten Stachel in's Herz; denn in welchem Lichte erscheint mir nun sein Benehmen — gewiß, er hat mein schwaches Herz durchschaut, hat sich nur eine Täuschung für mich von mir zurückgezogen — u.

mit meinen Hoffnungen habe ich auch den Frieden meines Herzens begraben.

Anna. Sprich nicht begraben, oder glaub' wenigſtens an eine fröhliche Auferſtehung. Ach, wenn jede falſche Herzensſtellung uns für immer um den Frieden unſeres Herzens brächte, wer ſollte ihn dann noch beſitzen? Aber wenn der Herr unſere unerkannte Sünde einmal in das Licht unſeres Angeſichts ſtellt, da wird uns freilich ſehr bange, bis wir auch hier die Hand nach dem ſichern Anker ausſtrecken.

Marie. Du willſt mich tröſten und ſtürzeſt mich nur noch tiefer in Unruhe und Angſt. Eine eigentliche Verſündigung kannſt Du mir doch in meinem Falle nicht nachweiſen.

Anna. So quält Dich blos der Gedanke, Dir, wie Du meinſt, eine Blöße gegeben zu haben! Es iſt doch recht betrübend, daß wir an uns ſelbſt fort und fort die Wahrnehmung machen müſſen, daß wir uns vor dem Urtheile der Menſchen mehr fürchten, als vor dem allſehenden Auge Gottes. Ich will Dir ja keinen Vorwurf machen, ich will Dir nur den allein rechten Weg zeigen, auf welchem Du wieder zum wahren Frieden kommen kannſt.

Marie. Und der wäre?

Anna. Demüthige Dich vor Gott! Härme

Dich nicht darüber, was Menschen von Dir denken, sondern siehe zu, ob Du in der rechten Stellung zu Gott bist. Siehe, wenn die Ehre des Herzens der Schatz ist, den die Jungfrau in dem Gefäße ihres Leibes bewahren soll, wenn sie einem Spiegel gleicht, der durch jeden Hauch getrübt wird, so haben wir diesen Schatz doch erst von Gott empfangen und sind ihm Rechenschaft über denselben schuldig, und jeder Vorwurf, den Dein Zartgefühl Dir selbst macht, muß zugleich zu einer Anklage vor Gott werden.

Marie. Aber was hätte ich denn gethan, das solche harte Worte rechtfertigte? Hast Du denn nicht auch schon Neigung zu Deinem Bräutigam im Herzen getragen, ehe er das entscheidende Wort ausgesprochen hat?

Anna. Liebste Marie, vergiß doch nur, wer es ist, der mit Dir redet und glaube ja nicht, daß ich mit Dir rechten will. Nicht darüber, daß jene Gefühle in Dir entstanden sind, sollst Du Dich anklagen, sondern daß Du ihnen eine solche Herrschaft über Dich eingeräumt hast. Du wärest schwerlich so bald zur vollen Erkenntniß dieser Herrschaft gekommen, wenn ihr nicht durch Gottes Rath ein Damm entgegengestellt wäre, und Du würdest das Gefährliche derselben weniger leicht einsehen, wenn sie nicht nach Deiner eigenen Mei-

nung bereits eine Schranke durchbrochen hätte, die die Sitte zwiſchen Jüngling und Jungfrau gezogen hat. Du mußt nun aber auch das Sündliche Deines Herzenszuſtandes erkennen lernen. Jetzt erſt begreife ich Deine Aeußerungen in dem Geſpräche, das wir neulich führten, finde aber eben auch, daß Du auf falſchem Wege den Troſt ſuchſt und komme wieder auf meine ſchon damals geäußerte Behauptung zurück: Keine Ruhe außer in Gott!

Marie. Aber ich bete ja auch fleißig und vielleicht jetzt fleißiger als je, und bitte Gott, daß er mir Kraft ſchenke, alles das zu ertragen, was er mir auferlegt.

Anna. Und doch iſt es wohl noch nicht zu einer willigen und völligen Herzenshingabe gekommen. Deine hartnäckige Behauptung, daß die Männer eine Bevorzugung in dem Rechte zu wählen haben ſollen, beweiſt, daß Du immer noch lieber auf ſelbſt erwähltem Wege einhergehen möchteſt, ſtatt Dich unbedingt der Leitung Gottes hinzugeben. So wirſt Du freilich nicht zum Frieden kommen, ſondern Dich ſtets in neue Unruhe ſtürzen, und unvermerkt wird ſich auch in Deinem Herzen jene heimliche Bitterkeit feſtſetzen, welche wir neulich rügten, wenn Du nicht bei Zeiten die rechten Waffen dagegen ergreifſt. Und dieſe beſtehen

allein in dem zuversichtlichen, freudigen Glauben an die Fürsorge eines Gottes über uns, der auch die Haare auf unserm Haupte gezählt hat.

Marie antwortete nicht und nach einer Pause fuhr Anna fort: „Wir Mädchen thun gewiß nicht daran genug, jede aufkeimende Neigung blos vor andern Augen geheim zu halten, wir müssen sie auch in uns selber zu bekämpfen suchen, ehe wir nicht wissen, daß sie ihre volle Berechtigung erlangt hat. Weil wir überhaupt weit weniger auf ein selbstständiges Handeln hingewiesen sind, als der Mann, der den bestimmten Lebensberuf ergreift und sich die Gefährtin sucht, sollten wir jede Wendung unseres Schicksals, die uns aus unserm häuslichen Kreise herausführen, niemals durch unser eigenes Zuthun herbeiführen, damit wir sie so recht eigentlich aus Gottes Hand empfingen. Und ich meine, wir sind darum nicht schlechter dran, als die Männer, wenn wir uns nur eben auch in Wahrheit der göttlichen Leitung hingegeben haben. Freilich, so lange wir unser vermeintliches Glück uns selbst schaffen wollen, werden wir auch heimlich mit unserer Stellung hadern, und die Männer in unserm Herzen beneiden. Darum ist, ich möchte sagen für uns Mädchen noch nothwendiger, als für den Mann, das erste, unerläßliche Herzensbedürfniß, daß wir einen festen, religiösen Halt haben, und Gott

kommt uns auch hier zu Hülfe, denn weil wir eben weniger eigene Selbſtſtändigkeit haben, als der Mann, darum wird uns auch das kindliche, einfältige Glauben, welches eine ſo herrliche Verheißung hat, leichter als ihm. Ein Mädchen, das den künftigen Gatten nicht als aus Gottes Hand empfängt, iſt beſtimmt nicht in der rechten Herzensſtellung. Betrachteſt Du nun in dieſem Lichte Deinen Fall, ſo muß ſich ja Dein Herz bald ſtillen. Ein achtungswerther Mann bewirbt ſich um Deine Hand — Du findeſt bei aufrichtiger Prüfung vor Gott, daß Du ihm das nicht ſein kannſt, was er von Dir erwartet, findeſt aber auch zugleich, daß bereits eine andere Neigung Dein Herz beherrſcht. Das Letztere ſollte nicht ſein! Iſt es nun nicht eine rechte Gnade von Gott, daß er ſo beſtimmt, ſo unmittelbar zu Dir ſpricht, Dich auf das Verkehrte Deines Herzenszuſtandes aufmerkſam macht? Was wäre aus Deinem Herzen geworden, wenn es vielleicht noch Jahre lang unter der Herrſchaft dieſer Leidenſchaft geſtanden hätte? Liebes Herz, Du willſt doch ſicherlich keinen Bräutigam wider Gottes Willen, ſelbſt wenn das in Deiner Macht ſtünde? Nun ſiehe, jetzt biſt Du des göttlichen Willens gewiß geworden und Deine Unruhe hat blos darin ihren Grund, daß

Du demſelben Deinen eigenen Willen noch nicht unterordnen kannſt."

Da Marie immer noch ſchwieg, begann Anna nach einer Pauſe auf's Neue: „Du nimmſt mir doch meine offene Sprache nicht übel? Ich möchte Dir keinen Stein für Brod, ſondern den rechten Troſt bieten, und darum bitte ich Dich, gieb Dich Deinen Gedanken nicht hin und verbiete denſelben, ſich auf einem Felde zu ergehen, das ja nun um ſo mehr ein verbotenes für Dich geworden iſt. Du mußt vergeſſen lernen, und ich weiß dazu keinen andern Weg, als Dich ohne Rückhalt in Gottes Rath und Willen zu ergeben. Ach, ich fühle es ja an mir ſelbſt täglich, daß nur allein in ſolcher Herzensſtellung der rechte Frieden zu finden iſt. Je mehr wir bloßen Gefühlen die Herrſchaft über uns einräumen, um ſo mehr Halt verliert unſer inneres Leben. Darum beſteht auch dies innere Leben bei ſo Vielen unſeres Geſchlechtes nur aus einer Reihenfolge getäuſchter Erwartungen und fehlgeſchlagener Hoffnungen, die dann eben im Herzen jenes Murren und Hadern mit dem Schickſal, eigentlich aber mit Gott, zurücklaſſen. Mein Bräutigam behauptet, daß von den älteren Mädchen nur darum ſo viele ſpäterhin ohne Bewerber um ihre Hand bleiben, weil ſich in ihrem ganzen Weſen die, den Männern mehr als alles andere verhaßte Alte-

jungfernhaftigkeit, nämlich der Hang zum liebloſen Richten, der Neid gegen alle jüngern und, wie ſie meinen, bevorzugteren Perſonen unſeres Geſchlechtes und die Sucht nach Stadtneuigkeiten ausſpricht. Nur durch ein inniges, demüthiges Hingeben an Gott entgehen wir derſelben, dann aber hat auch der rechte Glaube fort und fort eine wiedergebärende Kraft, und alles, was wir um des Herrn willen verlieren, kann und wird er uns reichlich wiedergeben. Was dem natürlichen Menſchen als eine Ungerechtigkeit des Schickſals erſcheint, das iſt dann dem wiedergeborenen der unſer wahres Wohl bezweckende Wille des himmliſchen Vaters."

Marie ſtand auf und ging zur Thüre hinaus nach ihrem Zimmer. Anna hörte, wie ſie den Riegel hinter ſich zuſchob und überließ ſie für jetzt gern ihren Gefühlen. Sie ſelbſt zündete Licht an und griff zu ihrer Arbeit, während die Gedanken fortwährend bei der Freundin weilten, bis ſie durch den eintretenden Bräutigam aus ihrem ſtillen Sinnen geweckt wurde.

Julius an Theodor.

B. den 16. Januar.

Lieber Freund!

Wie steht's? Möchte mal wieder mit dem papierenen Arme herübergreifen und Dir an den Puls fühlen! Nach Deinem letzten Briefe ist das Delirium vorüber, das Fieber hat nachgelassen und der Appetit wird sich hoffentlich auch bald wieder einstellen. Wenn der Patient von der eigentlichen Krankheit geheilt ist und nur noch Schwäche und Mattigkeit in den Gliedern fühlt, so ist ihm meist eine rechte Herzstärkung dienlicher, als die weitere Medizin. Vielleicht habe ich etwas derartiges für Dich in petto.

Bin neulich wieder ein paar Tage bei meiner Braut gewesen und habe daselbst eine interessante Bekanntschaft gemacht. Eine junge Dame nämlich

aus F., Deinem frühern Wohnorte, hat auf ein paar Wochen meine Braut, eine Jugendfreundin von ihr, besucht. Ich kann sagen, daß mir das Mädchen überaus wohl gefallen hat, und denke nur, sie kennt Dich auch, freilich nur ganz oberflächlich. Ihr Name ist Marie R-utel; ich weiß nämlich nicht mehr genau, ob ein e oder ein i in die Lücke gehört; Du kannst übrigens jeden beliebigen Vokal hineinsetzen.

Möchte wohl jetzt hinter Deinem Tische stehen, um in dem Spiegel gegenüber Dein Angesicht zu beschauen, ob wieder etwas Farbe in die abgehärmten Wangen kommt. Doch denke nur nicht, daß es mir Spaß macht, die alte Wunde wieder aufzureißen — ich habe nur ein gar zu probates Mittel, ein wahres Wunderelixir in den Händen und ritzte Dir darum gern vorher ein paar Schrammen in die Haut, um seine Kraft gleich auf frischer That erproben zu können. Also die bewußte Person, deren Vater früher in H. angestellt war, ist richtig eine intime Freundin meiner Braut und gegenwärtig bei derselben zu Besuch. Davon haben wir uns alle Beide nichts träumen lassen. Du mußt also hinsichtlich Deiner Freundschaften sehr verschwiegen gewesen sein und von meiner Wenigkeit gegen das große M. nicht die leiseste Erwähnung gethan haben, sonst wäre die Sache wohl

eher herausgekommen, denn ich wette zehn gegen eins, daß meine Braut ihrer Freundin von mir geschrieben hat. Nun denke aber, was mögen die beiden Mädchen wohl so ein vierzehn Tage lang mit einander von dem Herzen heruntergesprochen haben? Gelt, wenn wir das wüßten, so wäre uns vielleicht mit einem Male klarer Wein eingeschenkt? Nun, ruhig Blut, Anton! Was meine Braut verrathen hat, das werden wir freilich so bald nicht erfahren; jener Herzenseröffnungen sind aber richtig bereits an den andern Mann gekommen. Vielleicht ist hier der schickliche Ort, um Dir eine wichtige Lebensregel für künftige Fälle beizubringen. Also, wenn ein Geheimniß blos zwischen Zweien bleiben soll, so darf der Eine davon nicht verlobt sein; darum vertraue solche Heimlichkeiten nicht Liebesleuten, sonst kommen sie unausbleiblich an den dritten Mann, denn die können einmal nichts vor einander geheim halten. Es thut mir leid, daß ich so aus der Schule schwatzen und die eigene Schande an die Wand malen soll; aber mir bleibt keine andere Wahl übrig, als entweder Dich neben einem ganzen Brunnen voller Erquickung schmachten zu lassen, oder meiner Braut und mir eine Blöße zu geben, also entweder einen Verrath an der Freundschaft, oder an der Liebe zu begehen. Nun, zum Glück will auch meine Braut zum Be-

ſten der Freundſchaft ſich die Verrätherei gefallen laſſen. Daß ich Dir keine Hiobspoſt zu vermelden habe, haſt Du längſt gemerkt, ich ſtellte aber gern Deine Geduld noch auf eine längere Probe, wenn nicht gerade heute meine Zeit ſo ſehr beſchränkt wäre. Alſo kurz und gut, einen Nebenbuhler haſt Du nicht zu fürchten und — werde nicht übermüthig — das große M. trägt ein gewiſſes T. eben ſo tief in ſeinem Herzen, als der Kasus umgekehrt ſtattfindet. So wird's denn doch wohl der leibhaftige Paradiesvogel geweſen ſein, den Ihr geſehen habt, und nicht blos ein gemeiner Buntſpecht.

Aber Freund, jetzt keine Uebereilung; verdirb Dir nicht muthwillig den Segen. Du haſt jetzt Proviant genug im Ranzen, um Deine Straße fröhlich ziehen zu können; warte nur noch ruhig die rechte Zeit und Stunde ab, bis auch die übrigen Hinderniſſe von ſelbſt aus dem Mittel gethan werden. Am meiſten freilich wird Dich die Ungewißheit und das Herzeleid der armen Marie jammern, aber pfuſche dem lieben Gott nicht ins Handwerk, der in den Mädchenherzen beſonders durch ſolche Schmelzöfen das Gold von den Schlacken ſcheidet. Unſereins kann nie die Zeit beſtimmen, wann die zähe Speiſe fließet nach derrechten Weiſe. Uebrigens ſtehe ich für nichts, ob

meine Braut nicht doch ein paar lindernde Tropfen in den Brand träuft, obschon ich ihr jede Einmischung verboten habe und in diesem Stück mich auf sie verlassen kann; denn wenn ich auch vorhin die Liebesleute so schlecht gemacht habe, soll das doch nur heißen, daß sie unter sich nichts verschwiegen halten, während sie nach außen hin jene Tugend gar wohl im gehörigen Maße ausüben können. Du brauchst also nicht zu fürchten, daß von dem eigentlichen Geheimnisse etwas verrathen und damit der Blüthenstaub von dem Blumenkelche gewischt wird. Weiter wüßte ich für heute nichts zu schreiben, meine auch, Du wirst für diesmal genug haben und mehr Gefallen an diesem Briefe finden, als an manchem andern noch einmal so langen. Wie immer Dein ꝛc.

Julins an Anna.

B. den 20. April.

Liebes Herz!

Wundere Dich nicht, daß meine Briefe an Dich ſich jagen! Iſt mir's doch, je näher die Zeit heranrückt, in welcher wir uns keine Briefe mehr ſchreiben, ſondern einander ganz angehören werden, als müßte ich die Brautzeit, bei welcher die Poſt eine ſo große Rolle ſpielt, erſt noch recht auskaufen. Ein lieber Freund von mir, den Du auch kennſt, erzählt von ſeiner Reiſe nach dem Meere, daß er hinter der letzten Sanddüne hat ſtehen bleiben mögen, um ſich zu beſinnen, wie einem zu Muthe iſt, der noch nie das Meer geſehen hat. Aehnlich geht es mir und Du haſt gewiß dies Gefühl in noch ſtärkerem Maße, als ich. Uebrigens kann das Dahintenſtehenbleiben freilich nichts helfen,

aber das Sichbesinnen ist doch in jeder Lage nicht zu verwerfen.

Um indessen ganz offen zu sein, so betrifft dieser Brief, den ich hinter meinem gestrigen herschicke, nicht sowohl unsere Liebe, als unsere beiderseitigen Freundschaften. Wie in aller Welt fangen wir es nur an, daß Deine Freundin mit zu unserer Hochzeit kommt? Höchst wahrscheinlich nämlich, daß bei derselben der Knoten ihrer Liebeshistorie sich löst und der letzte Akt abgespielt wird. Setze darum alle Hebel in Bewegung, nur natürlich den nicht, welcher wahrscheinlich der wirksamste wäre.

Habe nämlich heute Morgen einen überschwänglichen Brief von Theodor erhalten, der gleich mit den Worten anhebt: Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hülf' mit Macht herein ꝛc. und dann in einem Jubel fortgeht. Sein Schicksal hat eine überraschende Wendung genommen. Er hat jetzt eine gesicherte Stellung und darf mit Ernst daran denken, sich den eigenen Heerd zu gründen. Seine Eltern, denen er über seine Herzensangelegenheit geschrieben hat, haben ihm ihre freudige Zustimmung zu seiner Verlobung gegeben.

Ich bin gar zu neugierig auf das Gesicht Deiner Freundin, wenn sie mit Theodor auf unserer Hochzeit zusammentrifft. Habe ich doch, als ich bei meinem Weihnachtsbesuche den Zusammenhang der

Sachen von Dir erfuhr, mich hinterdrein der betrübten Seele gegenüber kaum halten können, mit dem ganzen Geheimnisse herauszuplatzen. Es ist ein gar zu apartes Gefühl, neben solch einem armen Herzen zu stehen, das sich abhärmet und müht, und mit sichtlichen Augen hinter der Thür schon den Freudengeber zu sehen, der allemal über Bitten und Verstehen giebt, und dann doch seinen Mund halten zu müssen. Doch ist's denn bei jeder Trübsal im ganzen Christenleben anders? nur daß uns der Herr so selten hinter die Thür sehen läßt. Aus der Thränensaat sprießet immer eine Freudenernte, und alle noch so dunklen Führungen Gottes enden sich in Licht und Segen. Wenn seine Auserwählten zu ihm schreien in großer Trübsal und Anfechtung, so sieht *sein* Auge auch niemals Noth, sondern lauter Segen, aber die Liebe zwinget ihn, daß er's nicht vor der Zeit verräth, wo's mit uns hinaus soll. O welch ein reicher Trost liegt doch in solcher Wahrnehmung! Wir sollten alle Gnadenführungen Gottes, auch die wir an Andern zu gewahren gewürdigt werden, zurücklegen als einen Nothpfennig für die bösen Tage, wenn sie auch über uns hereinbrechen, denn die *Erfahrung* bringet *Hoffnung*, *Hoffnung* aber läßt nicht zu *Schanden* werden.

Schicke also des Nächsten noch ein besonderes,

dringliches Einladungsschreiben nach F. Ich werde unterdessen meinen Freund bearbeiten, daß er vor unserer Hochzeit nichts vornimmt. Weiter wollte ich Dir für heute nichts schreiben, da Du erst gestern ausführliche Nachricht erhalten hast, obwohl auch meine Liebe zu Dir das Wort des Apostels nachsprechen könnte: Daß ich Dir immer einerlei schreibe, verdrieße Dich nicht, sondern mache Dich deste gewisser. So nimm denn auch heute als etwas Altes und doch wiederum als etwas Neues die Versicherung der treusten, innigsten Liebe

Deines ꝛc.

Die Krönung des Glaubens.

Eine Polterabend-Aufführung.

Perſonen.

Der Genius der Erde.
Die Perle.
Die zwölf Edelſteine.
Diamant (grünlich waſſerhell).
Rubin (feuerroth).
Smaragd (reinſtes Grün).
Saphir (himmelblau).
Opal (milchweiß).
Sardonier (röthlich ſchillernd).
Jaspis (dunkelroth, grün geſtreift).
Amethyſt (violett durchſichtig).
Türkis (rein blau).
Topas (goldgelb).
Aquamarin (waſſergrün).
Beryll (dunkelblau durchſcheinend).

Die Perle, nebſt den zwölf Edelſteinen, werden durch Kinder vorgeſtellt, in die entſprechenden Farben gekleidet. Die Dekoration iſt eine Felſenpartie mit einer Grottenöffnung.

Der Genius der Erde.

Der Friedensengel floh — und tief bekümmert
Durcheil' ich rastlos meines Reiches Marken.
Ach! überall, wohin den Blick ich wende,
Tritt mir, hier leise noch und scheuen Fußes,
Trotzbietend dort mit wild geballten Fäusten,
Verzerrten Angesichts, Mißtrauen säend,
Und Herrn und Knecht, wie Fürst und Volk entzweiend,
Der Kinder Herzen von den Vätern kehrend,
Dasselbe scheußliche Gespenst entgegen.
Die Geister rüsten sich zum heißen Kampfe,
Es gährt im Schooß der Erde, sie durchzucken
Die Wehen einer neuen, schweren Zeit.

O, diese Erde, die ein höh'rer Wille
In meine Pfleg' und Obhut hat befohlen —
Du, meiner Liebe Zeugin, Ursach meines Kummers,
Wahlstätte manches ausgekämpften Streites,
Welch feindliches Gestirn, der Bahn entwichen,
Hat alle Kräfte, die du birgst, entzündet,
Daß sie, berufen zu einmüth'gem Wirken,
Nun wider sich im Zorn die Waffen kehren?
Gelockert sind die festgeschlung'nen Bande;
Es irren Könige, vom Thron gestoßen,
Von Land zu Lande heimathlos umher.
Und nicht des Pöbels Wuth nur ist entfesselt,
Es gährt bis tief hinab zum edlen Kerne.

(Er läßt ſich trauernd auf dem Felſen nieder. Aus der Grotte ſteigen die 12 Edelſteine herauf und treten um ihn her.)

Diamant.

Wir fleh'n dich, Herrin, unſ'ren Streit zu ſchlichten.

Rubin.

Du wirſt gerechter, als die Brüder richten.

Smaragd.

Der Friedenspalme gilt allein mein Streben,
Die ganze Erde hat der Streit erregt.

Jaspis.

Das Köſtlichſte, was ſie im Schooße hegt,
Kann ihr allein den Frieden wiedergeben.

Diamant.

Wohl, ſo ertheile mir des Ruhmes Preis!
Ich ſtrahl' am hellſten in der Brüder Kreis;
Denn nur der vollen Wahrheit Demantſchein
Vermag den Wahn der Lüge zu zerſtreu'n.
Nur daran fehlt's, daß ich noch nicht erkannt,
Die Wahrheit krön' in mir, dem Diamant.

Rubin.

Das Schwert nur kann die große Frage löſen,

Die Tapferkeit, sie führt allein zum Sieg.
Ich weiche keinen Schritt der Macht des Bösen,
Zum Frieden führt uns nur ein heil'ger Krieg!
Der Erde Heil, es steht in Blutrubinen,
Wenn der Entscheidung großer Tag erschienen.

Smaragd.

Verborg'ne Kräfte zieren den Smaragd:
Den Blick eröffn' ich in der Zukunft Weite,
Der Weisheit Licht erhellt die dunkle Nacht,
Und bringt Versöhnung vor dem blut'gen Streite.

Jaspis.

Gerechtigkeit, ohn' Ansehn der Person,
Dem in der Hütte, wie dem auf dem Thron,
Dann wird allein der Völker Klage schweigen.
Die Gottesstadt, die der Prophet geschaut
Vom Himmel auf die Erde niedersteigen,
Sie ist auf einen Jaspisgrund gebaut.

Sardonier.

Mein sanfter Glanz, er deutet Ruh' und Milde;
Der Sarder ist es, dem der Preis gebührt.
Ich bin der Erste in dem heil'gen Schilde,
Das auf der Brust der Hoherpriester führt.

Saphir.

Zum Himmel weist des Saphirs reine Bläue,

Der Licht und Segen jeder Flur verleiht.
Die Königstugend iſt Freigebigkeit,
Sie herrſchte ſtets und wird es auch auf's Neue.

Opal.

Vor Krankheit wahrt der Menſch ſich durch Opale,
Die Welt iſt krank. Ich bin ihr Talisman.
Verführung beut ihr Gift in gold'ner Schale,
Die Mäßigkeit iſt's, die ſie retten kann.

Amethyſt.

Zur Wachſamkeit mahnt ernſt der Amethyſt;
Und mehr, als je, bedarf mich jetzt die Erde.

Türkis.

Der Türkis ſtreitet nicht. Geduld und Sanftmuth iſt
Der Waffenſchmuck, in dem ich ſiegen werde.

Topas.

Mit Worten will ich nicht dein Ohr beſchweren,
Denn der Topas läßt Andre von ſich ſagen.
Die Wunden heil' ich, die der Krieg geſchlagen:
Dem Fleiß allein gebührt der Kranz der Ehren.

Aquamarin.

Des Waſſers klare, ſpiegelglatte Fläche
Gab mir den Namen. In bewegter Zeit

Hemm' ich der Leidenſchaften wilde Bäche,
Wahr' ich dem Herzen die Gelaſſenheit.

Beryll.

Wenn der Beryll hat bis zuletzt geſchwiegen,
Wird mit dem letzten Worte doch er ſiegen.
Deß ihr euch rühmt, in mir ſchaut ihr's vereint!
Die Seelengröße iſt's, die ich vertrete —
Der König ich, ihr meiner Krone Räthe,
Und ſicher ſticht beſiegt ein jeder Feind.

Der Genius der Erde.

Mit Schmerzen ſchau' ich, daß des Zwieſpalts Jammer
Auch bis in euer ſtilles Reich gedrungen!
Ach! müſſen alle Kräfte denn der Erde,
Die edelſten ſogar, im Streite liegen?
Vernehmt mein Wort, ihr, die der Wahn verblendet.
Wißt, euer Keiner kann den Erdgebornen
Je den erſehnten Frieden wiederbringen.
Die volle Wahrheit ſchaut kein Sterblicher,
Die Tapferkeit reißt nieder ſtatt zu bauen,
Gerechtigkeit zerſchmetterte die Sünder,
Und Milde gegen Sünder würde Schwäche.

Doch laß ich's lieber, jedem Einzelnen
Die Thorheit ſeines Herzens auszureuten.

Ihr ſeid ja Alle Zierden dieſer Erde,
Doch nur in unzertrennlicher Vereinung
Bringt Frieden ihr der Welt und Heil und Segen.
Wohl aber müßt ihr einen König haben,
Der euch zuſammenhält, dem ihr gehorchet,
Und unter deſſen Hut, durch euch, den Völkern
Das Heil, das ſie verloren, neu erblühet.
Doch wollt ihr finden den rechtmäß'gen Herrn,
Den König, der von Gott für euch erkoren,
So ſucht ihn nicht im Schooß der Erde ſelber,
So ſucht ihn außer euch, im weiten Meere
Der Gnade Gottes, das die Erd' umfäht.
Dort findet, von der mütterlichen Muſchel,
Dem Sinnbild der von Gott erwählten Kirche,
Umſchloſſen, feſt mit ihr zuſammen haltend,
Ob klar der Himmel, ob die Stürme toben,
Ihr euren Herrſcher, den Geſalbten Gottes,
Die Perle, das Symbol des Chriſtenglaubens.

Ihr ſollt ihr euch in Demuth Alle beugen,
In ihr allein liegt alles Heil der Erde,
Sie kann das ſchon Verlor'ne wiederbringen;
Und ihrem Dienſte willig bin euch gebend
Kommt ihr allein zu euren höchſten Ehren.
In Chriſto nur iſt uns die Wahrheit worden;
Der Glaube giebt dem Lamme Löwenſtärke,
Und er nur offenbart die höchſte Weisheit.

Gerechtigkeit paart ſich in ihm mit Milde;
Freigebig ſpendet er des Himmels Gaben,
Und lehrt der Erde Güter mäßig brauchen.
Die Stunde der Verſuchung trifft ihn wachend
Und mit Geduld zum ſchweren Kreuz gerüſtet.
Er ſchafft ſein Werk, nährt ſich der eignen Hände,
Gelaſſen beut er Trotz des Lebens Stürmen
Und ziert mit Seelengröße den Bekenner.
Wohlan, die Perle wählt zur Königin!
Ihr buhlget, ihr ſchwöret Lieb' und Treue.
Auf, folget mir, ich leite eure Schritte,
Zu krönen über euch die Auserkor'ne.
Und die Erwählte innig kann unſchließend
Kehrt wieder, nimmer raſtend zu beginnen
Das hohe Werk, zu dem ihr ſeid berufen.
Einmüth'gen Sinns durchpilgert dieſe Erde,
An alle Pforten klopft, Einlaß begehrend,
Ob Hütten, ob Paläſte ſie verſchließen,
Und wo man auftut, euch willkommen heißend,
Da ſpendet eurer Gaben reiche Fülle,
Da krönt des Hauſes glückliche Bewohner,
Ob auch der Zwieſpalt Wogen ſie umbranden,
Mit unſichtbarem, heil'gem Friedenszeichen.

(Er tritt, von den Edelknaben gefolgt, durch die Gartenöffnung ab. Aus dem Innern der Grotte klingt Muſik. Während derſelben erſcheint die Perle mit dem königlichen Reif geziert und wandelt von den Edelknaben nur wenig auf das Proſzenium zu.)

Die Perle.

Halt' an dem Herrn, geliebtes Paar!
Laß dir den theuren Chriſtenglauben,
Laß nimmer Dir dies Kleinod rauben:
Bleib' treu dem Herrn, unwandelbar.
Sein Mund hat einſt den Mann geprieſen,
Der freudig all' ſein Gut gab hin,
Um als den köſtlichſten Gewinn
Die Eine Perle zu erkieſen:
Ihm gleich' auch Du, geliebtes Paar;
Ob Alles um Dich her zerfiele,
Schau' nach dem vorgeſteckten Ziele:
Halt' an dem Herrn, unwandelbar!

Diamant.

In ihm erwählet Ihr den Weg der Wahrheit.

Rubin.

Dann ſeid Ihr ſtark und männlich, kampfbereit.

Smaragd.

Es ſpiegelt ſich in Euch des Geiſtes Klarheit.

Jaspis.

Ihr haltet Recht und übt Gerechtigkeit.

Sardonier.

Wie Ihr vergebt, wird wieder Euch vergeben.

Saphir.

Ihr thut die Hand dem armen Bruder auf.

Opal.

Im Ueberfluſſe lernt Ihr mäßig leben.

Amethyſt.

Ihr wacht, und dringet vor im Siegerlauf.

Türkis.

Ihr tragt den Nächſten mit Geduld allzeit,

Topas.

Schafft, daß der Fleiß an Eurem Heerde wohne.

Aquamarin.

Ihr ringt danach, daß Gott Ihr ſtille ſeid,

Beryll.

Und ſchmückt Euch mit der Selbſtverleugnung Krone.

Die Perle.

Halt' an dem Herrn! geliebtes Paar!
Ob Alles um Dich her zerfiele:
Schau' nach dem vorgeſteckten Ziele,
Und bleibe treu unwandelbar!

(Sanfte Muſik. Während derſelben entfernt ſich der Zug.)

Druck von H. & R. Graßmann in Stettin.

Inhalt.

Seite.

Briefe an einen Freund.

Erster Brief 5
Zweiter Brief 14
Dritter Brief 22
Vierter Brief 32

Gedichte.

Die Erfüllung 36
Warum sich Brautleute so oft ansehen 38
Die Spinnerin 40
Die Augen 42
Fern und Nah 44
Klage 45
Das Dilemma 46
Der Brief 47
Das Dämmerstündchen 48
Der Brautkranz 50
Zu ein Exemplar meines Hochzeitliedes 52

Finden im Verlieren.

(In Briefen und Gesprächen) 53

Die Krönung des Glaubens.

(Eine Polterabend-Aufführung) 115